

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Mont hob diesen Zettel auf, welcher Folgendes enthielt:

„Gilbert! Ich habe ihn aufgegeben. Ich werde meinen Schwur halten; aber ich kann ihn noch nicht verlassen. Noch einen Blick in sein liebes Gesicht — noch einmal seine Stimme hören — ihn schlafend sehen — wahrlich, das kann mir gestattet werden, wo Niemandem dabei ein Unrecht geschieht. Suche mich nicht. Ich werde vielleicht nach Mawcastle zurückkehren — jetzt nicht. Mein einziger Gedanke ist jetzt, daß er hier ist, und daß ich ungelesen ihm nahe sein muß.“

Das war Alles. Gilbert suchte sie die ganze Nacht hindurch; er lauschte an Chetwynd's Thüre, doch all' sein Suchen war vergeblich — er fand sie nicht.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am Morgen nach dem zweimaligen Erscheinen des „Gespenstes“ der verstorbenen Lady in Chetwynd-Park kam die Familie zur gewöhnlichen Stunde beim Frühstück zusammen, und Alle trugen in den bleichen Gesichtern und schweren Augen die Spuren einer schlaflosen Nacht.

Der Marquis trat ernst und bekümmert auf Miß Mont zu, als sie anmuthig in's Zimmer schwebte, und führte sie zu einem Sitze. Er benahm sich voll ritterlicher Höflichkeit gegen sie, aber nicht wie ein Liebender. Er war in Wirklichkeit die ganze Nacht so in Gedanken mit Bernice beschäftigt gewesen, daß er seine zweite Verlobung mit Miß Mont ganz vergessen hatte.

Dies war jedoch bei Sylvia durchaus nicht der Fall. Es war eine Zärtlichkeit in ihrem Wesen, eine sanfte, liebevolle Vertraulichkeit, welche Lord Chetwynd die Thatsache zurüdkrief, daß sie seine Verlobte sei.

Nach dem Frühstück nahm Miß Mont Lord Chetwynd's Arm mit der Miene eines Unrechtes darauf und ging durch die große Halle in ein Empfangszimmer. Hier führte sie ihn zu einem Fenster.

„O, Rog“, sagte sie in leichtem, weichem Tone, „wie glücklich bin ich! Deine Gattin und Herrin von Chetwynd-Park! Du kennst die Größe meiner Liebe nicht, die Alles, Alles wagen würde, nur um Deine Gattin zu werden. Du hast mich namenlos glücklich gemacht!“

Sie schloß ihre braunen Hände um seinen Arm und ließ ihren Kopf an seine Schulter sinken.

Chetwynd wich vor ihren Liebkosungen halb und halb zurück.

„Ich wollte, ich hätte Dir eine wärmere Liebe zu bieten, Sylvia“, sagte er ernst, „aber ich bin ein enttäuschter, gebeugter Mann, dessen Leben von einer Erinnerung beschattet ist. Ich will offen mit Dir sein, Sylvia. Ich liebe Dich wie eine Schwester und Du nimmst in meinem Herzen den Platz zunächst der Verlorenen ein. Gott ist mein Zeuge, ich beabsichtige Dir ein treuer und zärtlicher Gatte zu sein, aber die todtte Bernice ist mir theurer, als irgend ein lebendes Weib.“

„Ich weiß es“, sagte Miß Mont mit einem Anflug von Bitterkeit, „aber wenn ich auch nicht den ersten Platz in Deinem Herzen einnehmen kann, theurer Rog, will ich mit dem zweiten zufrieden sein. Lieber will ich Deine Dienerin sein, als eines Anderen Königin! Meine Liebe soll Dich mir gewinnen, ohne daß Du es willst. Ich will Dich glücklich machen, Rog, und ich werde dabei selbst gesegnet sein. Du kannst Dich nicht wundern“, fügte sie nach einer Pause hinzu, „daß ich mich nach einer Heimath sehne, in welcher ich ein unbestrittenes Recht habe. Niemand wird es wagen, ein grausames Wort über Deine Gattin zu sagen. Ich glaube daher, es wäre gerecht gegen mich, unsere Verlobung

sofort bekannt zu machen. Meine Stellung würde dann klar und ich nicht gezwungen sein, einen anderen Schutz zu suchen."

Chetwynd zuckte ein wenig zusammen. Er hätte es vorgezogen, seine Verlobung mit Miß Mont nicht so bald nach seiner Rückkehr zu veröffentlichen, aber zögernd willfahrte er ihrem Wunsch.

"Ich mußte, daß Du gleich mit mir denken würdest", sagte Sylvia in befriedigtem Tone. "Ich habe Deine Einwilligung in meine Wünsche vorausgesetzt, und unsere Verlobung Mrs. Skewer und der alten Nagen bereits mitgetheilt. Ich werde Lady Welby heute einen Brief schreiben, um sie auch davon zu benachrichtigen; sie wird die Nachricht in Suffex verbreiten, und mich dann besuchen. Wenn sie mich fragt, wann wir heirathen werden, was soll ich ihr sagen?"

Chetwynd erschrak sichtlich über diese Frage.

"Ich weiß es nicht — ich habe noch nicht daran gedacht", sagte er; "ich überlasse die Bestimmung unseres Hochzeitstages Dir, Sylvia. Mir ist jeder Tag, den Du festsetzt, recht."

"Dann wollen wir sagen, von heute in zwei Monaten", sagte Miß Mont lebhaft. "Es ist jetzt März. Wir heirathen dann im Mai, zur Zeit der schönen Tage und der Blumen. Wir wollen hier ein glänzendes Fest geben und dann für den Sommer nach dem Continente abreisen."

Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken und küßte ihn. Er erwiderte die Lieblosungen in ruhiger, leidenschaftsloser Weise, die sie zu einer anderen Zeit geärgert hätte. Sie plauderte eine Weile fröhlich mit ihm, bis der Verwalter erschien, und dann eilte sie voll triumphirenden Glückes auf ihr Zimmer.

"Alles geht prächtig, Nagen", sagte sie voll Entzücken. "Chetwynd willigt in die augenblickliche Veröffentlichung unserer Verlobung und ich habe unsern Hochzeitstag auf von heute in zwei Monaten festgesetzt. Jetzt kann er sich nicht mehr zurückziehen und ich bin sicher, Lady Chetwynd zu werden. Lasse das Brüten über das Gespenst und hilf mir meine Biste für Austräge und Einkäufe machen. Wir haben Zeit genug, das Geheimniß nachher zu ergründen."

Miß Mont setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb einen zärtlichen Brief an ihre Freundin Lady Welby, worin sie ihr ihre Verlobung mit Lord Chetwynd und den Zeitpunkt ihrer Hochzeit mittheilte. Dann schrieb sie Briefe an Näherinnen und Putzmacherinnen, sowie an die ersten Robewaarenmagazine und Juweliere, um Alles, was sie für eine glänzende Ausstattung erforderlich hielt, zu bestellen.

Als sie damit fertig war, ging sie zum Gabelfrühstück hinab, wo sie den Marquis, Gilbert Mont und Mr. Sanders traf, der zum Bleiben eingeladen worden war. Der Verwalter war offenbar von den neuen Beziehungen seines Herrn zu Miß Mont noch nicht verständigt. Sylvia wartete nur auf eine Gelegenheit, um ihm ihr Glück zu verkünden, aber diese Gelegenheit bot sich lange nicht dar. Lord Chetwynd hatte den ganzen Morgen mit Mr. Sanders die Stiftungsschule besprochen, die er zum Andenken Vernice's einrichten wollte, und war zu sehr interessiert dafür, um das Gespräch jetzt fallen zu lassen. Erwähnt sei noch, daß Lord Chetwynd gegen Mr. Sanders von seiner zweimaligen Erscheinung vom vorigen Abend nicht gesprochen hatte.

Gilbert Mont war schweigsam und niedergeschlagen. Er hatte den ganzen Morgen hindurch den Park durchsucht

und keine Spur von Vernice gefunden. Glad war noch immer in der Nähe und hatte den Befehl, bis zum Nachmittag die Rüste zu durchsuchen, während Mont das Haus durchforschen wollte.

Sylvia bemerkte die Veränderung in dem Benehmen ihres Bruders, und ihre Ansicht, daß er ein Geheimniß habe, erhielt dadurch eine Bestätigung. Sie lauschte aufmerksam auf jedes Wort, das zwischen Chetwynd und dem Verwalter gesprochen worden, und fand endlich Gelegenheit, ihre Verlobung mit dem Lord anzuzeigen.

Mr. Sanders stellte eine Frage, worauf der Marquis erwiderte:

"Was die Schlassäle anbelangt, wird, da die Schule für Mädchen ist, Miß Mont mir Rath und Hilfe angedeihen lassen."

"Nicht nur dabei, sondern in allen Dingen, lieber Rog", sagte Miß Mont sanft. "Ich habe ja jetzt ein Recht dazu!" Lord Chetwynd's Gesicht wurde dunkelroth.

"Sanders", sagte er etwas ungeschickt, "ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß Miß Mont eingewilligt hat, meine Gattin zu werden. Die Hochzeit wird von heute in zwei Monaten stattfinden."

Der Verwalter beeilte sich, seine Glückwünsche dazubringen.

"Von heute in zwei Monaten", sagte Gilbert Mont zu sich selbst in freudiger Aufregung. "Ich habe also nur noch zwei Monate länger zu warten. Wenn sie einmal verheirathet sind, kann ich meine Pläne bezüglich Vernice's ausführen. Nur zwei Monate! Wenn ich jetzt Vernice nur von hier fortbekommen kann und sie bis nach der Hochzeit in Mawr-Castle behalte, ist mein Glück gemacht."

Nach der Mahlzeit zog sich Gilbert scheinbar auf sein Zimmer zurück und wurde bis zum Speisen nicht mehr gesehen. Er brachte die dazwischen liegenden Stunden mit dem Durchsuchen der alten, unbenützten Räume des Hauses zu.

Er durchsuchte auch einen Theil der neueren Zimmer im Hauptgebäude, durchstöberte die große Bildergalerie und stieg sogar zu den unbenützten Stiebelzimmern hinauf, aber die Nacht fand ihn abermals enttäuscht, angstvoll und rathlos.

Er war munter und witzig beim Speisen, verbarg sich aber dann in den Wintergarten und wartete auf Vernice, in dem Glauben, daß sie in ihrer Liebe und Verzweiflung sich wieder hereinschleichen werde, um Chetwynd und Sylvia beisammen zu sehen. Aber sie kam nicht.

Er war nicht der Einzige, welcher auf Vernice wartete. Lord Chetwynd's Augen irrten fortwährend nach den weitgeöffneten Thüren des Wintergartens hinüber. Und Sylvia selbst erwartete mit heimlichem Zittern und Grauen das schöne "Gespenst".

Lord Chetwynd kehrte an diesem Abend mit einem Gefühl der Enttäuschung in sein Zimmer zurück, halb überzeugt, daß er wirklich nur das Opfer seiner gestörten Einbildungskraft war.

Müthig suchte er sein Lager auf, und war bald einem erquickenden Schlafe verfallen, wie seine tiefen Athemzüge bewiesen, als die Thüre des Ankleidezimmers sich leise öffnete und das "Gespenst" in's Zimmer glitt.

Die junge Marquise sah in der That wie ein Gespenst aus, in ihrem langen weißen Leichenleide, mit entblößten Armen und Nacken, die nur von einer Spizenkrause halb

verhüllt wurden; mit den aufgelöst herabwallenden blauschwarzen Haaren und den großen, so kummervoll blickenden braunen Augen, mit dem bleichen, tabellos schönen Gesichte, aus dem eine fürchtbare Verzweiflung sprach. Und dennoch, wie leuchtend schön sie war! Die wilde, fast zigeunerhafte Anmuth war einer Grazie und Goldseligkeit gewichen, wie man sie nur mit der höchsten Feinheit gepaart findet, der dunkelbraune Teint hatte sich in eine matte, bernsteinähnliche Farbe verwandelt, und obgleich keine Spur von Röthe in den zarten, edlen Zügen wahrzunehmen war, that das ihrer Schönheit doch durchaus keinen Eintrag. Chetwynd's Inselfraut mit ihrer kindlichen, naiven, unschuldsvollen Freiheit war in der That gestorben, und an ihrer Stelle stand ein hohes, königlich edles und schönes Geschöpf, würdig, eine Krone zu schmücken.

Und er wußte es nicht, sein Herz sagte ihm nicht, daß sie ihm nahe sei, während er schlief, es schlug nicht höher, als sie in der Dunkelheit wie ein wirklicher Geist an seine Seite trat, und sich in grenzenlosem Schmerz und unsäglicher Liebe über ihn neigte. Ihre Küsse fielen sanft wie Schneeflocken auf seine Haare, seine Hände, sein Gesicht, und er fühlte sie nicht. Er hatte die vergangene Nacht nicht geschlafen, und die Natur forderte jetzt ihr Recht.

„Mein Liebling!“ flüsterte Bernice. „Die neue Liebe wird Dich nie so glücklich machen, wie es die alte that. Sylvia kann Dich nicht so verstehen, wie ich Dich verstand. O, es ist hart, todtgeglaubt zu werden, und zu leben — zu wissen, daß man nicht länger betrauert, noch vermist wird, es ist hart, den eigenen Platz ausgefüllt zu sehen — zu wissen, daß die Liebesungen einer Anderen jetzt die liebsten sind, ihre Stimme die süßeste, ihre Liebe die geschätzteste ist. O, Himmel, warum bin ich nicht gestorben!“

Sie senkte ihren Kopf und ihre Thränen fielen wie ein Regenschauer auf das schöne blonde Haar ihres jungen Gatten. Und er, der sie mehr liebte, als sein Leben, lag im tiefsten Schlafe da, ihre Nähe nicht ahnend.

Bernice wendete ihre sehnsüchtigen Blicke in sein schönes, edles Gesicht. Sie konnte nicht von ihm weichen, und dennoch wagte sie es nicht, ihm ihre Gegenwart zu verrathen. Ihr Sid hielt sie zurück; aber der Glaube, daß sie von ihrem Gatten vergessen sei, und daß er eine Andere mehr liebte, würde sie, auch wenn sie nicht zu schweigen geschworen hätte, verhindert haben, ihm ihre Anwesenheit zu verrathen.

Sie blieb, bis er eine unruhige Bewegung im Schlafe machte, dann glitt sie lautlos und rasch in das Ankleidezimmer.

Sie hatte sich den ganzen Tag in den Siebelzimmern und Böden verborgen und Monk hatte ihre Kleider rauschen hören, als sie vor ihm floh, während er sie suchte. Sie hatte seit dem vergangenen Tage nichts gegessen und litt Kälte und Hunger. Zur Flucht bereit, blieb sie in dem Ankleidezimmer vor dem Kamme stehen und horchte, während sie sich wärmte. Es stand eine Silberplatte auf dem Tische mit einer halben Flasche Wein und etwas Biscuit, welches der Kammerdiener, der bemerkt hatte, daß Lord Chetwynd bei Tische fast gar nichts gegessen hatte, für diesen in Bereitschaft gestellt hatte. Diese kleine, dem Marquis erwiesene Aufmerksamkeit leistete Bernice jetzt gute Dienste. Sie trank den Wein und aß das Backwerk, wobei ihr warm und behaglich wurde.

Aber sie durfte hier nicht verweilen — es war Zeit zum Gehen.

Auf ihrer Reise von Wales hierher hatte sie einen dunklen, langen Regenmantel getragen, den sie jetzt in einem oberen Zimmer verborgen hatte. Sie hatte ihn für die Zeit ihrer nächtlichen Exkursionen bei Seite gelegt; denn sie hielt es für besser, sich, wenn sie gesehen würde, für einen Geist halten zu lassen. Der Mantel war nicht warm genug, sie vor der feuchten Kälte, die in den unbewohnten Zimmern, die sie aufsuchte, herrschte, zu beschützen, und sie schlich sich jetzt zu einem ihrer Kleiderschränke und zog eine lange Schublade heraus, in der sie ihre Shawls aufbewahrt hatte. Es war Alles noch so, wie es Fisine geordnet. Sie nahm einen indischen Shawl heraus, den ihr Chetwynd in London gekauft, und hüllte sich darein. Dann schloß sie den Schrank und schlich laufend zur Thüre. Tiefe Stille herrschte draußen.

Sie hielt Gilbert Monk noch immer für ihren besten Freund, war ihm dankbar und liebte ihn wie eine Schwester; aber jetzt wollte sie ihm ausweichen, damit er sie nicht zwingen könne, nach Mawre-Castle zurückzukehren. Sie hatte im Vorbeigehen an seiner Thür gelauscht, und wußte, daß er im tiefen Schlafe lag.

Mit heftig schlagendem Herzen ging sie an den Zimmern Sylvia's vorbei. Als sie zur Thüre Miß Monk's Badezimmer kam, welche den ganzen Abend nur angelehnt gewesen war, öffnete sich diese leise und die hegenartige Gestalt der alten Nagen glitt heraus. Bernice erhaschte nur einen Blick von dem mit einem rothen Turban umwundenen unheimlichen Gesichte, einem Paar ausgestreckter Arme, und das Funkeln der schwarzen Augen, dann floh sie lautlos vor ihrer seltsamen Verfolgerin.

Das alte Weib stürzte wie ein Panther auf sie los und packte ihren Shawl. Bernice ließ ihn los und glitt wie ein Gespenst, als das sie erschien, davon. Voll Angst wollte sie in einen Seitengang, aber das alte Weib verfolgte sie nicht. Sie preßte den erbeuteten Shawl fest in ihre Arme und eilte damit in's Badezimmer zurück. Niemand war geweckt worden. Sie ging in Miß Monk's Schlafzimmer. Sylvia saß in ängstlicher Erwartung im Bette.

„Nun“, sagte diese ungeduldig, „Du hast den ganzen Abend aufgepaßt, Nagen, und mich meines Schlafes beraubt, und was hast Du damit erreicht?“

„Das!“ schrie die Alte, den Shawl auf's Bett werfend. „Kennen Sie diesen Shawl? Ich habe soeben das Gespenst gesehen, es kam aus Lady Chetwynd's Ankleidezimmer. Es war weiß gekleidet, trug aber diesen Shawl, um sich vor der Kälte zu schützen. Es durchschritt die Halle. Als es an dem Badezimmer vorbei kam, sprang ich hinaus und riß ihm den Shawl von den Schultern. Das Gespenst war Fleisch und Blut, das beweist dieser Gegenstand. Ich sah das Gesicht, es war weiß vor Schrecken, es war verändert und schön, aber es war das Gesicht von Lady Chetwynd, das Gesicht der lebenden Marquise. Es ist, wie ich sagte: Gilbert Monk hat unseren Plan behorcht und uns überlistet, die Marquise lebt. Warum sie sich ihrem Gatten nicht verräth, weiß ich nicht — aber sie lebt. Wir haben unser Leben gefährdet — mit welchem Erfolge? Ihre Stellung, Ihr ganzes künftiges Glück und Ihre Größe stehen auf dem Spiele. Sie braucht nur ein Wort zu sagen, um uns in's Gefängniß zu bringen. Unsere Sicherheit liegt im raschen Handeln, der Scheintod muß zur Wahrheit werden, wir

müssen unsere Arbeit von vorne beginnen, die Marquise muß sterben. Nehmen Sie Ihren Verstand zusammen, Wissy, wir müssen sie uns vom Halse schaffen!"

Achtundwanzigstes Kapitel.

Sehen wir uns jetzt ein wenig nach Mr. Tempest um, der auf der Tour von Genua nach England Lord Chetwynd's Reisegefährte gewesen war.

Mr. Tempest war der Wissenschaft treu ergeben, und seine Forschungen und Entdeckungen hatten in der gelehrten Welt großes Aufsehen gemacht. Die Bücher, welche er über seine Reisen veröffentlicht, hatten sich einen großen Ruf erworben, und fehlten in keinem Hause.

Am Morgen nach Lord Chetwynd's Abreise nach Suffer — der Morgen, an welchem Mr. Tempest in der Zeitung von dem Seesturme gelesen, bei welchem Mr. und Mrs. Swellan zu Grunde gegangen waren — begab sich der große Gelehrte mit Mappen und Büchern zur Generaldirection der geographischen Gesellschaft. Er wurde dafelbst mit so schmeichelhafter Aufmerksamkeit empfangen, daß er einwilligte, wenigstens einen Monat in England zu bleiben, und auch eine Einladung eines gelehrten Mitgliedes der Gesellschaft — Sir Harry Forteskue — an dem Tage bei ihm zu speisen, annahm.

„Sie sehen abgesspannt aus, Tempest“, sagte Sir Harry Forteskue, als er Arm in Arm mit dem großen Gelehrten den Weg zu seinem Club einschlug, wohin ihn zu begleiten Tempest ebenfalls eingewilligt hatte. „Sie glauben, wir werden Sie zu Tode hegen, aber wenn die Damen — die unermüdblichsten Berühmtheitsjäger in der Welt, über Sie kommen, werden Sie sich ergeben müssen, um sich von einer seidenen Schnur lenken zu lassen. Dann werden Sie erst erfahren, was es heißt, umringt zu werden. Es ist die Strafe, die Sie leiden müssen, weil Sie eine Berühmtheit sind. Haben Sie sich viel in englischer Gesellschaft bewegt, mein Lieber?“

„In den letzten Jahren nicht“, erwiderte Mr. Tempest. „Ich bin kein Freund der Gesellschaft, Sir Harry. Meine fünfzehn Jahre in der Tartarei haben mich für das Boudoir einer Dame nicht geeignet gemacht. Ich liebe dieses höhle und kleinliche Geschwätze über Alltäglichkeiten nicht, mir ist das ganze Getriebe verhaßt. Ich bedauere fast, Ihre so liebenswürdige Einladung angenommen zu haben, aber ich möchte doch die Erinnerung an einen neuen Einblick in das englische Gesellschaftsleben, wie ich es früher genoß, mit mir in die Ferne tragen.“

„Sie werden mehr als einen bloßen Einblick haben, Tempest, nehmen Sie mein Wort darauf. Alle Gesellschaftsmitglieder werden Sie einladen; man wird Ihnen zu Ehren Festlichkeiten, Dinners und Soireen geben, und unser großer Gelehrter wird endlich versucht werden, auch das unbekannte Land der Ehe zu erforschen. Ich vermüthe wohl mit Recht, daß Sie unverheirathet sind?“

„Ganz mit Recht“, sagte Tempest ruhig. „Ich kümmerge mich nicht um die Frauen, Sir Harry; ich glaube, ich bin ein Weiberfeind. Doch genug davon. Ich zweifle an der Fähigkeit irgend eines Menschen, mich länger als einen Monat in England zurückzuhalten.“

Sir Harry lächelte, sah aber etwas verlegen aus, als er dann fragte:

„Aber haben Sie keine Freunde in England, Mr. Tempest — keinerlei Bande, die Sie hier festhalten?“

„Meine Freunde sind gering an der Zahl“, sagte der Naturforscher traurig. „Können Sie mir etwas von Right Honourable Mrs. William Molyneux sagen, die vor etwa zwölf Jahren eine berühmte Schönheit war?“

Er stellte diese Frage in scheinbar gleichgültigem Tone mit abgewandtem Gesichte, und doch erwartete er die Antwort des Baronets mit athemloser Spannung.

„Ich erinnere mich an Mrs. Molyneux“, sagte Sir Harry. „Sie war eine große Schönheit, wie Sie sagen, aber ich glaube, sie hatte Unglück mit ihrem Gatten. Was zwischen ihnen vorgegangen, erfuhr ich nie, aber er hat sie verlassen.“

„Ja, ja“, sagte Mr. Tempest heifer. „Wo ist sie jetzt?“

„Sie ging ihrer gestörten Gesundheit halber in die deutschen Bäder und blieb einige Jahre fort. Bei ihrem stolzen Charakter konnte sie den Schlag nie überwinden, daß ihr Gatte sie verlassen, und sie kam nach England zurück, nur noch der Schatten von dem, was sie früher war; sie zog sich irgendwo in die Einsamkeit aufs Land zurück. Das einzige Kind, das sie besaßen, verlor sie, wie ich hörte, als es noch ganz klein war, und sie hatte daher nichts, was ihr das Leben wünschenswerth machte. Vor sieben Jahren starb sie —“

„Sie starb —?“

„Ja, ich glaube, an der Schwindsucht. Ihr Tod wurde in allen Blättern besprochen. Haben Sie sie genauer gekannt?“

Mr. Tempest antwortete nicht sogleich; auch zeigte er seinem Begleiter sein Gesicht nicht, der über seine plötzliche Blässe und den tiefschmerzlichen Ausdruck darin erschrocken wäre.

„Ich bin ihr oft in Gesellschaft begegnet“, sagte der Gelehrte nach einer Weile, um das Stillschweigen nicht auffallend erscheinen zu lassen.

„Wir sind bei meinem Club angelangt, Mr. Tempest“, sagte Sir Harry, „ich möchte Sie sehr gern meinen Freunden vorstellen — vielleicht finden Sie auch einige Ihrer alten Bekannten dort.“

Tempest zögerte. Er war von den eben vernommenen Nachrichten in innerster Seele erschüttert und hätte viel darum gegeben, allein bleiben zu können; aber er bekämpfte sein Verlangen, und mit fast übermenschlicher Anstrengung und Selbstbeherrschung zwang er sich, vollkommen ruhig zu erscheinen.

Er begleitete Sir Harry in den Club. Männer von Rang und Bedeutung wurden ihm vorgestellt, und er fand seinen Namen und seine Bücher bei allen Freunden Sir Harry's wohlbelannt. Alte Bekannte traf er nicht, Niemand in dem zahlreich besuchten Club schien je mit Mr. Tempest persönlich verkehrt zu haben. Nach einer Stunde kehrte der Gelehrte in sein Hotel zurück. Nur ungern leistete er der an ihn ergangenen Einladung Folge, bei Sir Harry zu speisen, denn sein Herz trauerte um Bernice, die er todt wähnte, aber es war auch von Selbstvorwürfen zerrissen wegen jener Mrs. Molyneux, deren traurige Geschichte er soeben vernommen hatte und die so jung gestorben war.

„Wofür habe ich mich eigentlich anzuklagen?“ fragte er

sich mit ärgerlichem Troze. „War ich nicht in meinem Recht? Doch die arme Marguerite ist todt — todt seit sieben Jahren!“

Troz der Aufregung, die ihn beherrschte, bewahrte Tempest seine äußerliche Ruhe, und Niemand ahnte, was in ihm vorging.

Nach dem Diner sollte eine große Abendgesellschaft stattfinden und Mr. Tempest brachte die dazwischen liegenden Stunden mit seinem Wirth und einigen Herren im Gespräch zu.

Als es spät wurde, begannen sich die Salons zu füllen, und Sir Harry ging mit seinen Gästen dahin, um im Verein mit Lady Forteskue die Ankommenden zu empfangen.

Tempest wurde mit Aufmerksamkeiten überschüttet, die er kühl und bescheiden aufnahm.

Lady Forteskue machte an seinem Arm einen Gang durch die großen Räumlichkeiten.

„Wissen Sie, Mr. Tempest“, sagte die Lady lächelnd, „daß ich über Ihren Weiberhaß eigentlich recht böse bin und mir zugeschworen habe, daß unser großer tartarischer Reisender sein stolzes Haupt unter dem Joche einer Engländerin beugen soll? — Sie ahnten meine Absicht nicht? Nun, ich habe Sie gewarnt. Wahrlich, ein Erforscher der Wüsten und Wildnisse, der seit zehn Jahren keinen englischen Salon gesehen, sollte für die Reize einer gebildeten englischen Dame nicht unempfindlich sein! Gefällt Ihnen keines von den hübschen Gesichtern hier? Ihr Eynismus ist eine Herausforderung, und ich beabsichtige, daß Sie sich noch heute verlieben sollen. Wie gefällt Ihnen jene blonde Dame dort? Es ist Miß Reynall; soll ich sie Ihnen vorstellen?“

Tempest suchte die Achseln.

„Ihre Mühe ist vergebens, Mylady“, sagte er, seine Aufmerksamkeit einem Wandgemälde zuwendend. „Sagen Sie mir doch, von welchem Meister dies Bild gemalt ist.“

„Ah, Sie wollen mir ausweichen, Mr. Tempest, indem Sie dem Gespräch eine andere Wendung geben, aber das soll Ihnen nicht gelingen“, lachte die Baronin. „Was halten Sie von der Dame in Blau? Sie ist eine Erbin — eine Miß Grayson.“

„Sie trägt prächtvolle Diamanten“, bemerkte Tempest kühl.

„O, Sie boshafter Mensch!“ sagte Lady Forteskue, seinen Arm mit ihrem Fächer schlagend.

„Ich bin ein hartgefottener Sünder“, erwiderte Tempest, trübe lächelnd, „Sie werden bei mir nichts ausrichten.“

„O, ich werde Sie in die Hände einer der berühmtesten Kofetten Londons liefern — einer jungen, reichen, von Anbetern umringten Wittwe. Sehen Sie dort die Dame, welche neben Lord Tentamour steht? Ist sie nicht schön zu nennen?“

Tempest schaute nach der angedeuteten Richtung.

Er erblickte in einer Fensternische, von einem Zirkel von Herren umgeben, eine wunderbar schöne Frau — so schön, daß man ihr Gesicht, einmal gesehen, nie wieder vergessen konnte.

Sie war von großer, herrlicher Gestalt und königlicher Haltung, ihre Züge waren von classischer, tabelloser Reinheit, um die vollen, rothen Lippen spielte ein felsam gewinnendes Lächeln. Sie war eine helle Blondine und ihr Teint von durchsichtiger Klarheit; ihr üppiges Haar schimmerte wie Gold, ohne jedoch die geringste röthliche Schattirung zu

zeigen. Dasselbe war nach der neuesten Mode geordnet; aber seine phantastische Unordnung konnte die schöne Form des edlen Kopfes, der auf einem schlanken, prächtigen Nacken saß, nicht verbergen.

„Sie ist sehr schön“, sagte Tempest langsam, „ich kann begreifen, daß ein Mann sich in sie verliebt; aber Sie sagten, daß sie eine Kofette sei! Sollte das nicht ein Irrthum sein? Sehen Sie nur diesen Blick, mit dem sie das Treiben um sich her betrachtet. Mir will es eher scheinen, als sei sie über alle sie umgebenden Kofetterien erhaben!“

„Diese Ansicht beweist mir, daß Sie bereits halb in ihrem Nege verstrickt sind“, sagte die Lady lächelnd. „Gütlicher Weise sind Sie durch keinerlei Bande an eine Andere gebunden. Bedenken Sie nur, wenn Sie sich in Lady Diana verlieben würden und der Gatte einer Anderen wären! So etwas bliebe in London nicht unbekannt. Sie zuden zusammen, Mr. Tempest! Ist's etwa gar möglich, daß irgendwo im Hintergrunde eine Mrs. Tempest steckt?“

„Nein, das ist nicht der Fall“, sagte der Naturforscher ruhig. „Alle Bande, die mich einst gefesselt hielten, sind zerrissen; aber ich bin keine einsältige Motte, die um die Flamme von Lady Diana's Schönheit flattert. Ich gestehe aufrichtig, daß sie vielleicht die schönste Frau ist, die ich je gesehen habe; aber sie besitzt die Schönheit einer Marmorstatue, und nicht die eines zärtlichen Weibes. Wird sie von den Männern für herzlos erklärt?“

„Ja, und dennoch schwärmen sie für sie und ihre Schönheit. Ihr treuester Bewerber ist Lord Tentamour, den sie nächstens heirathen wird, wie ich hörte.“

Tempest's Blicke schweiften durch den Salon und blieben dann wieder an der Gruppe haften, deren glänzende Sonne Lady Diana war.

„Welcher von den Herren ist der begünstigte Bewerber, Lady Forteskue?“ fragte er in gleichgültigem Tone. „Welcher ist Lord Tentamour?“

„Haben Sie ihn nicht bemerkt? Es ist der Herr mit dem Bouquet. Er hat lange um die Lady geworben, ehe er sie gewinnen konnte.“

Tempest betrachtete den begünstigten Freier Lady Diana's mit sichtlichem Interesse.

Lord Tentamour war ein schöner, reicher und feingebildeter Mann von sehr hoher Herkunft. Er hatte äußerst elegante Manieren, und war in der Gesellschaft ungemein beliebt.

„Wer ist Lady Diana Northwick eigentlich?“ fragte Tempest.

„Sie ist die Tochter eines Grafen und die Wittwe Sir Basil Northwick's, eines ungemein reichen Baronets, der gefällig genug war, früh zu sterben und ihr sein ganzes Geld zu hinterlassen.“

„Sie muß noch sehr jung sein“, meinte Tempest.

„Sie ist kaum dreißig Jahre alt“, entgegnete Lady Forteskue. „Aber sagten Sie nicht, daß Sie kein Interesse für Frauen haben? Sie sehen, wie lange wir von dieser Einzigen gesprochen haben. Nachdem ich nun Ihre Neugierde in Bezug auf sie erregt habe, erlauben Sie mir, Sie ihr vorzustellen.“

Sie gingen auf die schöne Dame zu, welche den Helden des Abends mit strahlendem Lächeln begrüßte. Lady Forteskue stellte den großen Gelehrten vor und entfernte sich dann. In einiger Entfernung blieb sie stehen, um mit

Jemandem zu sprechen, und ihre Blicke schweiften zu Lady Diana und Tempest hinüber. Die Beiden waren schon in ein lebhaftes Gespräch verwickelt.

„Lady Diana wird Mr. Tempest sicherlich auf die Liste ihrer Verehrer stellen“, dachte Lady Forteskue triumphirend. „Sie wird nach den Huldigungen des berühmten Mannes streben, er wird sich in sie verlieben — und nicht in einem Monate nach der Tartarei zurückkehren!“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die ihrer Schönheit und ihres Geistes halber gefeierte Lady Diana Northwid war eine vollendete Komete und Gesellschaftsdame. Das Glück hatte sie mit seinen reichsten Gaben beschenkt. Sie besaß ein ungeheueres Vermögen, Güter, Villen, ein prachtvolles Stadthaus und hatte eine Jahresrente, um die sie mancher Prinz hätte beneiden können. Obgleich man sie einen weiblichen Eisberg nannte und sie vollständig kalt und leidenschaftslos zu sein schien, obwohl ihr scharfer Witz ihre Bewunderer manches Mal verletzte, war die Zahl dieser dennoch sehr groß.

Die Ansicht Lady Forteskue's, daß der so lange der weiblichen Gesellschaft entwöhnte Gelehrte der verführerischen Schönheit Lady Diana's zum Opfer fallen würde, mußte ohne Zweifel sich erfüllen. Allein so sehr sie sich zuerst über ihr gelungenes Manöver gefreut, so mischte sich doch bald eine unerklärliche Angst mit diesem Gefühl, und besorgt blickte sie auf die beiden Personen ihres Denkens.

„Lady Diana's Bestreben, Bewunderung zu erregen, ist die einzige Leidenschaft, deren sie fähig ist“, dachte sie unruhig. „Sie wird es sich zum Ziel setzen, Mr. Tempest in sich verliebt zu machen, dann wird sie ihn bei Seite werfen, und er, ein Fremder in der Gesellschaft, wird ihr Interesse für Wahrheit nehmen und sich in Folge ihrer falschen Vorspiegelungen unglücklich machen. Ich wollte, ich hätte ihn nicht vorgestellt.“

Bei genauerer Beobachtung schienen sich Lady Forteskue's Befürchtungen indeß nicht verwirklichen zu wollen. Der ausgezeichnete Gelehrte schien keineswegs bereit zu sein, ein Opfer von Lady Diana's Reizen zu werden. Er betrachtete sie mit kühler Gleichgiltigkeit, welche sie verletzte, und dennoch zeigte sein sanftes und zartfühlendes Benehmen, daß er nicht immer der weiblichen Gesellschaft entfremdet war. Lady Diana verglich ihn unwillkürlich mit ihrem begünstigten Bewerber, Lord Tentamour, der noch immer ihr Bouquet hielt und jetzt einige Worte mit Tempest wechselte.

Lord Tentamour war sowohl in seiner äußeren Erscheinung, als in Wesen und Erziehung ein echter Aristokrat.

Tempest ragte um mehr als Kopfeslänge über den Lord hinaus, und war überhaupt in jeder Beziehung von Lady Diana's Verehrer total verschieden. Er hatte in fremden Ländern Gefahren und Abenteuer bestanden und ein Glorienschein von Romantik umgab ihn; er hatte mit Gefahr seines Lebens fremde Länder erforscht, Bücher geschrieben, sich in der Wissenschaft einen Namen gemacht und war berühmt. Ein gewisser Grad von Schroffheit in seinem Wesen übte einen eigenthümlichen Reiz aus; seine hohe, kräftige Gestalt hatte etwas Gebieterisches; seine scharfgeschnittenen, stolzen

Bügel mit den großen, geistvollen Augen und dem, das ganze stark gebräunte Gesicht umwallenden Barte bezeichneten ihn als eine ungewöhnliche Erscheinung. Er sah groß und edel aus — ein Mann, der Achtung und Ehrfurcht einflößte.

„Ich möchte ihn zu meinem Sklaven machen“, dachte die schöne Komete, „ich kann es, und ich will es — dies wird meine letzte Liebeslei sein. Ob er wohl eine Frau hat? Mein Erfolg wird davon abhängen.“

Während sie das dachte, wechselte sie allgemeine Bemerkungen mit Tempest, nahm Lord Tentamour ihr Bouquet ab, das er ihr nur zögernd gab, mit einem eifersüchtigen Blick auf den Gelehrten, legte dann ihre Hand leicht auf Tempest's Arm und begann langsam mit ihm durch die großen Säle zu wandeln.

Lady Diana's Schönheit war niemals gefährlicher, als an diesem Abend.

„Ich habe alle Ihre Bücher gelesen, Mr. Tempest“, sagte Lady Diana in sanftem, weichem Tone, als sie langsam dahinwandelten, „und die Geschichte Ihrer Abenteuer mit dem größten Interesse verfolgt, ich habe Ihre Gefahren mit Ihnen getheilt, mich an Ihren Entdeckungen erfreut und Ihre Energie und Ihren kühnen Geist bewundert. Aber ich habe eine Achlosigkeit in Ihrem Muth bemerkt, die mich in Erstaunen setzte. Mir schien, als ich Ihre Bücher las, als ob Sie keinen Werth in Ihr Leben setzten und bereit wären, es wegzuworfen.“

Der Gelehrte lächelte; aber das Lächeln verrieth der Dame nichts von dem, was in ihm vorging.

„Mein Leben ist mir nicht besonders werthvoll“, bemerkte er ruhig; „und ich glaube, ich habe es am besten im Dienste der Menschheit verwendet.“

„Aber wie können Ihre Reisen in der Tartarei das bewirken?“ fragte Lady Diana.

„Indem das innere Leben jener Völker den civilisirten Nationen enthüllt wird, und sie ein Interesse dafür bekommen“, erwiderte Tempest. „Ich bin nicht eitel — aber jeder Reisende, der in diese fernen Zonen bringt, trägt ein Stück unseres westlichen Culturlebens dahin. Und ich hoffe, es wird einst die Zeit kommen, wo aller Racenunterschied ausgeglichen sein wird durch die Cultur und die vereinigte Brüderschaft der Menschheit der höchsten Vollendung entgegenstrebt.“

„Ihre Theorie ist sehr schön“, sagte Lady Diana, „und ich hoffe, es wird die Zeit kommen, wo Lamm und Löwe bei einander lagern werden, ohne daß das Lamm in Gefahr des Lebens sich befindet; aber in unseren Tagen wird das nicht geschehen. Die Welt ist nicht vollkommen, aber sie ist doch schön, Mr. Tempest. Ich bin nicht aus dem Stoffe, einen Helden abzugeben, und könnte mein Vaterland und die Annehmlichkeiten des Lebens nicht verlassen, mit der unbestimmten Idee, wie Sie es gethan haben, etwas erreichen zu wollen, was vielleicht nicht möglich ist. Aber es ist gut, daß nicht alle Menschen gleich beschaffen sind. Sie haben der Wissenschaft und dem Leben in fernen Ländern Ihre besten Jahre geweiht und Ruhm geerntet; aber um welchen Preis? Um das Opfer von Freundschafts- und Familienbanden, welche wir Frauen so hoch halten. Werden Sie mich für unverschämt halten, wenn ich frage, ob sich Ihre Mühe verlohnt hat?“

(Fortsetzung folgt.)

Cleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

Cleanor Relydale kam sogleich dieser indirecten Auforderung nach, und als sie das Krankenzimmer wieder betrat, blickte ihr der Greis voll feberhafter Spannung entgegen und sagte mit erregter Stimmung:

„Elley, ist Dein Vater gekommen und wollt Ihr mich auf seinen Anblick vorbereiten? — Ich werde mich freuen, ihn noch einmal zu sehen, und er soll, wenn er kommt keine Vorwürfe mehr hören, denn ich habe ihm Alles — Alles vergeben!“

„Mein Vater ist nicht gekommen,“ erwiderte traurig die Enkelin. „Der Fremde heißt Willard und ist ein Freund von Mrs. Relydale.“

„Die Freunde folgen ihr schnell,“ entgegnete Sir William mit leichtem Spott, und fügte fast flüsternd hinzu: „Elley, sie gefällt mir nicht — ich mißtraue ihr sogar! — Sei stets auf Deiner Hut vor ihr, wenn ich Dich verlassen habe.“

„O, Großpapa! sprich nicht von der Zeit!“

„Du mußt doch schon lange darauf vorbereitet sein, mein Kind!“ entgegnete der Kranke, mit seiner schmalen, weißen Hand das schöne Haar seiner Enkelin streichelnd. „Ich fühle, daß ich täglich schwächer werde — Du selbst siehst dies, Elley — und die Aerzte —“

„Ich weiß Alles, Großpapa, und bin auf Alles vorbereitet!“

„Gut, Elley! bewahre auch bis zum Ende Deinen Muth und möge dies der letzte Schmerz sein, der Dich trifft, und der Himmel fortan allen Kummer von Dir fern halten! — Ich wollte, ich hätte den Mann aus Glasgow noch vor meinem Ende gesehen — und nicht Deinem Wunsche nachgegeben, ihn nicht kommen zu lassen. Mir hat Mr. Hope sehr gefallen!“

„Er ist auch ein Ehrenmann, ein wahrer Gentleman, dessen Zeit indeß sehr in Anspruch genommen wird.“

Dennoch hätten wir ihn kommen lassen können — Du hättest meinen Wünschen nicht entgegen sein sollen!“

„Ich will jetzt noch schreiben, Großpapa — sogleich, wenn Du es wünschest und ihn sehen willst.“

„Du nicht auch, Kind? Aber ich weiß, er ist Dir höchst gleichgültig, Du hast ihm wenig Beachtung geschenkt.“

„Er hatte mir zuerst Argwohn eingeflößt — bald aber sah ich ein, daß ich ihm Unrecht gethan —“

„Ich weiß — ich weiß! — Aber ich habe ihm unter den alten Buchen von Carrisford meine Wünsche an's Herz gelegt — und er wird sein mir gegebenes Versprechen halten! Dennoch wollte ich, er wäre hier — auch wäre es mir lieb, wenn er Dir gefiele, und daß Du gleichfalls seine Zuneigung erwecken könntest. Welchem sicherern, zuverlässigern Beschützer könnte ich Dich denn übergeben?“

Sir William schwieg, und als er vergeblich eine Antwort seiner Enkelin erwartet, und sich nach ihr umsah, be-

merkte er, daß unaufhaltsam die Thränen von ihren Wangen flossen.

„Weine nicht, Kind,“ sagte er, seine Hand auf die ihrige legend, „denn es wird — es muß noch einmal Alles gut für Dich werden! — Doch jetzt gehe zur Ruhe, schicke Job zu mir — wo er nur so lange bleibt!“

Das Gespräch hatte die Kräfte des Kranken erschöpft, und er schlummerte, wie er seit seiner Krankheit oft zu thun pflegte, während der letzten Worte ein. Aber auch in seinem Schlummer beschäftigte ihn noch der Gegenstand des Gespräches, und nicht selten hörte seine Umgebung ihn dasselbe mit geschlossenen Augen fortsetzen.

Dies war auch in dem Moment der Fall, als Job in's Krankenzimmer trat, um zu melden, daß der Fremde sich entfernt und Mrs. Relydale sich zur Ruhe begeben habe. Zu seiner Ueberraschung hörte er Sir William ganz vernehmlich sagen:

„Mir hat der Mann von der ersten Minute an gefallen; ein stolzer, fester, offener Charakter! Ja, ich liebe ihn, und sicherlich könnte meine arme Elley keinen besseren Gatten finden.“

„Er spricht abermals von jenem Hope, Miß Cleanor,“ sagte der alte mürrische Diener.

„Still, still, Job, wecken Sie ihn nicht,“ entgegnete leise Miß Relydale, und neigte sich, seine bleiche Stirn küssend, über ihren Großvater. „Ich lasse Sie einige Stunden allein bei ihm, rufen Sie mich, sobald er nach mir verlangt.“

Job nahm seinen Platz am Bette seines todtkranken Herrn ein, der außer ihm nur seine Enkelin an seiner Seite duldete. Aufrecht in dem Lehnstuhl sitzend, schloß er kein Auge, sondern bewachte den Schlummer des Kranken und horchte auf die Worte des ausnahmsweise ruhig daliegenden Sir William.

Als der Morgen angebrochen war und er die Vorhänge der hohen Fenster zurückzog, sagte er, gedankenvoll in die Gegend hinausblickend:

„Immer jener Hope und nur er! Wir werden ihn am Ende doch noch holen müssen, denn er läßt Sir William weder Tag noch Nacht Ruhe!“

Sechstes Kapitel.

Eine unerwartete Begegnung.

Es war einer jener heiteren Novembertagen, wie man sie oft in diesem Monat, und besonders in Torquay hat. Ein leichter Wind hatte schon früh alle Wolken zerstreut, und vom klaren blauen Herbsthimmel sandte die Sonne ihre warmen Strahlen auf den noch belebten Badeort in dem schönen Devonshire herab, und vergoldete zugleich die auf der fast

spiegelglatten Meeresfläche kaum bemerkbaren Wellen, die der leichte Morgenwind vor sich hinstrieb.

Unter den vielen frühen Spaziergängern, die sich des selten schönen Herbstwetters und des Anblicks der ruhigen See erfreuten, auf welcher nach allen Richtungen hin Schiffe, Böte und Rähne zu sehen waren, befand sich auch Archibald Hope, in heiterster Stimmung über den ungewohnten, überraschenden Anblick, der sich ihm überall darbot. Zwar wandten sich im Weitergehen seine Gedanken der Ursache seiner Anwesenheit in Torquay, seinem Bruder und dessen unerklärlichem Verschwinden zu, da er aber überzeugt war, von Miß Relydale vielleicht in der nächsten Stunde schon genügende Auskunft über ihn zu erhalten, so war er seinetwegen ohne alle Besorgniß, und freute sich, gleich den übrigen Anwesenden, ungestört des seltenen Genusses.

Auf dem Rückwege nach seinem Hotel, den er in der That nur ungern angetreten, und wo ihn das Bild von Eleanor Relydale, die er nun bald wiedersehen sollte, lebhaft beschäftigte, sah er zu seiner nicht geringen Freude Job Fritton auf sich zukommen, der ebenfalls nach der Wache am Krankenbette die schöne Morgenluft genießen wollte.

Das Wiedererkennen war gegenseitig, doch Job war so überrascht, gerade Denjenigen vor sich zu sehen, mit dem er noch soeben in seinen Gedanken beschäftigt war, daß er schnell seine kurze Pfeife aus dem Munde nahm und mehr erstaunt als freundlich sagte:

„So sind Sie also doch hier?“

„Ja, Job,“ entgegnete Archibald, der die Abneigung des alten Mannes gegen sich und seinen Bruder, sowie überhaupt gegen den Namen Hope wohl kannte, „ich beabsichtige noch diesen Morgen Ihrer Herrschaft einen Besuch zu machen. Wie befindet sich Sir William?“

„Er ist sehr krank!“

„Das thut mir leid! Es ist doch keine Gefahr vorhanden?“

„Gefahr?“ rief Job Fritton ärgerlich. „Gefahr? Die Aerzte haben ihn aufgegeben, Lunge und Herz sind krank, und er kann nicht lange mehr leben! Was aber hat Sie hierher geführt?“

Archibald Hope beantwortete diese Frage, die er vielleicht kaum vernommen, nicht, denn er überdachte, weshalb wohl der Baronet, angesichts seines nahen Todes, ihm nicht habe schreiben lassen.

Nach einer kurzen Pause fragte er nochmals:

„Wie geht es Miß Relydale, Job? Leidet sie sehr unter der Krankheit ihres Großvaters?“

Job Fritton war in Verjuchung, die Antwort auf diese Frage schuldig zu bleiben, dennoch erwiderte er:

„So gut es ihr beim Nachtwachen gehen kann, Mr. Hope! Sie sieht blaß genug aus!“

„Wo wohnt Sir William?“

Job nannte die Villa und fügte hinzu:

„Soll ich im Hause sagen, daß Sie hier sind? Sir William und Miß Eleanor möchten nicht im Stande sein, Ihren Besuch annehmen zu können — —“

„Ja, Job, sagen Sie ihnen, daß ich hier bin — ich werde auch selbst diesen Morgen kommen, sehr bald schon, sagen Sie ihnen das gleichfalls! Guten Morgen!“

Job Fritton dankte mit dumpfer Stimme; er war verstimmt, daß ihm sein Plan, den jungen Mann von der Villa fern zu halten, nicht gelungen.

Bei seiner Ankunft in der Villa fand er Miß Relydale und ihre Stiefmutter beim Frühstück. Eleanor vernahm die unerwartete Botschaft Job Fritton's mit einigem Erstaunen, ja nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, und war der Meinung, daß Agnes Prayse ihrem Verwandten die Krankheit Sir William's mitgetheilt habe.

Mrs. Relydale hatte den Namen Hope kaum gehört, als sie hastig fragte:

„Ist dieser Mr. Hope der Bruder von Maurice? Sie haben nur wenig Aehnlichkeit miteinander.“

„Ja, sie sind Brüder, allein glücklicherweise in jeder Beziehung verschieden!“

„Ich bin gestern mit ihm gereist. Seine Stimme schien mir gleich bekannt, während seine tiefe Stirnfalte mich an den erinnerte, welchen wir in Paris Delille zu nennen pflegten.“

„Ich will Sir William seine Ankunft melden,“ sagte Job, schon im Begriff, die Thür zu öffnen.

„Das werde ich thun, Job, sobald ich mein Frühstück genossen,“ entgegnete Eleanor, erfreut, ihrem Großvater eine ihm liebe Nachricht bringen zu können.

Allein Job Fritton konnte dem Wunsche, seinen Herrn zu überraschen, nicht lange widerstehen, und so schnell er vermochte, begab er sich in's Krankenzimmer und erzählte mit wenigen Worten, daß er früh am Morgen schon dem Manne aus Glasgow begegnet sei.

Sir William vernahm diese Nachricht ohne irgend ein Zeichen von Ueberraschung, sondern sagte halbblaut:

„Ich dachte wohl, daß er doch noch kommen würde! Wie lange habe ich schon auf ihn gewartet!“

„Wollen Sie ihn wirklich sehen, Sir William?“ fragte Job Fritton, an's Bett tretend. „Wer weiß, was er wieder bringt! Mit diesen Hope's ist noch immer Unglück gekommen.“

„Ich weiß, daß Du sie nicht leiden kannst, Job.“

„Auch Sie konnten sie nicht leiden, Sir William, und ich habe mich ganz und gar nach Ihnen gerichtet.“

„Ich habe meine Meinung geändert, Job; doch geh jetzt und laß Miß Relydale kommen.“

In verdrießlichster Stimmung verließ Job das Krankenzimmer, um den Auftrag des Baronets zu vollziehen.

Siebentes Kapitel.

Ein Morgenbesuch.

Während Sir William ungeduldig auf seine Entfeln wartete, sann er über die Nachricht nach, welche Job Fritton ihm mitgetheilt, und wodurch er so schnell seinen höchsten Wunsch erfüllt sah. Jetzt brauchte auch Eleanor nicht mehr nach Glasgow zu schreiben, was sie so ungern zu thun schien, denn wahrscheinlich hegte sie in ihrem Herzen noch immer einigen Argwohn gegen Mr. Hope, obgleich sie ihm erst in der Nacht noch die Versicherung gegeben, diesen überwunden zu haben.

„Warum können diese Beiden nicht Liebe zu einander empfinden, damit ich die Gewißheit mit mir in's Grab nehme, daß Elley nach meinem Tode in sicheren, guten Händen ist; denn nimmermehr kann sie einen besseren Gatten als Archibald Hope finden!“

Diesen letzten Gedanken verfolgte der Baronet noch, als schon seine Enkelin, die leise eingetreten war, neben seinem Bette stand.

„Wie lange Du mich hast warten lassen, Elley!“ sprach der Kranke vorwurfsvoll.

„Dafür habe ich Dir auch eine angenehme Nachricht mitgebracht, Großpapa.“ Mr. Hope ist unerwartet angekommen!“

„Das weiß ich schon, und zwar durch Job, der Dich rufen sollte.“

„Durch Job? Und doch hatte ich ihm verboten, es Dir zu sagen!“

„Er ist ein widerspenstiger Mensch, dem man stets das Gegentheil von dem gebieten muß, was er thun soll.“

„Aber ein treuer Mensch,“ sagte Eleanor entschuldigend.

„Ja, treuer dem Namen, als der Person! Er wird auch dem neuen Baronet ebenso zugethan sein, wie dem alten! — Aber was hast Du, Elley, Du siehst so ernst aus?“

„Ich denke an Mr. Hope, Großpapa!“

„Er wird noch im Laufe des Morgens kommen,“ entgegnete Sir William, und ich denke, Du wirst gleichfalls erfreut sein, ihn zu sehen, denn er ist eine sichere Stütze, deren Du vielleicht bald bedarfst!“

Die Ankunft des Arztes überhob Eleanor einer peinlichen Antwort, denn sie hatte längst den letzten Wunsch ihres Großvaters verstanden. Sie begab sich in ihr Zimmer, um ihren Anzug für den Tag zu ordnen. Kaum war dies geschehen, so meldete auch schon Job, daß Mr. Hope gekommen sei, und er ihn in's Wohnzimmer geführt habe.

„Hat Mrs. Relydale ihn empfangen?“ fragte Eleanor.

„Nein, sie sagt, sie habe keine Zeit. Soll ich ihm sagen, daß Sie auch keine Zeit haben?“

„Bewahre, Job! ich bin sogleich unten.“

Job verließ nach einigen halblauten, mißfälligen Bemerkungen seine junge Herrin.

Diese zögerte nicht, in's Wohnzimmer hinabzugehen und stand in wenigen Minuten dem Manne gegenüber, von dem sie unter den Buchen von Carrisford Abschied genommen.

„Ich habe mit vielem Bedauern von Sir William's Krankheit vernommen, Miß Relydale,“ sagte Archibald Hope nach den ersten Begrüßungen, „sagen Sie mir vor Allem, ob sein Zustand gefährlich ist?“

„Es ist keine Hoffnung für seine Genesung vorhanden,“ entgegnete Eleanor Relydale traurig, „und er selbst sieht gefaßt seinem Ende entgegen. Er hat noch in dieser Nacht davon gesprochen, Sie aufzufordern, hierher zu kommen und freut sich, daß Sie nun, ohne unser Schreiben erwartet zu haben, hier sind.“

„Ich hatte keine Ahnung von Sir William's gefährlicher Krankheit, sonst hätten Sie mich schon früher gesehen!“

„Sie sind also nicht feinewegen hier?“ fragte hastig das junge Mädchen. „Ist Etwas geschehen? Bringen Sie schlechte Nachrichten, Mr. Hope?“

„Nein,“ erwiderte Archibald, „es ist nichts geschehen, was Sie beunruhigen könnte, und ich bringe auch keinerlei schlechte Nachricht. Allein ich bin in Sorgen um — —“

„Um Ihren Bruder, Mr. Hope?“

„Ja.“

„Was haben Sie von ihm erfahren?“

„Er verließ, wie Sie wissen, im August Carrisford, und wir Beide glaubten ihn nach Paris zurückgekehrt. Er

ist aber dort nicht angekommen, und sein Gepäck liegt noch heutigen Tages unberührt in seiner Wohnung.“

„Er ist nicht nach Paris zurückgekehrt?“ fragte Eleanor tödtlich erblickend. „Habe ich Sie recht verstanden, Mr. Hope, er ist nicht in seiner Wohnung angekommen?“

Achtes Capitel.

Ein ernstes Gespräch.

Erstaunt blickte Archibald Hope auf das junge Mädchen, dessen Aufregung er nicht zu begreifen vermochte, denn er war der festen Ueberzeugung gewesen, daß die Abwesenheit seines Bruders von Paris ihr nichts Neues sei. Da ihm jedoch eine Aufklärung von höchster Wichtigkeit war, und er keine Minute verlieren durfte, dem französischen Polizeiamt sein Versprechen zu halten, entgegnete er sogleich:

„Nein, Miß Relydale, er ist weder in seiner Wohnung, noch überhaupt in Paris angekommen, und obgleich ich bisher seine Abwesenheit wenig besorgnißerregend fand, denn ich schrieb sie seinem unruhigen Geiste und dem Umstand zu, daß wahrscheinlich seine Stellung dort ihm nicht mehr behage, und er sich vielleicht nach einem andern Erdtheil begeben habe, so bin ich doch jetzt entschlossen, seinen Aufenthalt um jeden Preis ausfindig zu machen. Zugleich will ich auch dadurch so viel wie möglich die Veröffentlichung dieser Angelegenheit verhindern, mit der Sie sowohl, wie ich bedroht werden.“

„Wer kann uns damit brohen?“

„Ein Freund und College von Maurice, welcher die Ueberzeugung hat, daß er in England das Opfer eines Feindes geworden.“

„Allmächtiger Himmel!“ rief Eleanor Relydale noch bleicher als vorher. „Wer mag dieser Freund sein?“

„Ein Monsieur Alphonso Villard, Agent der französischen Polizei.“

„Villard?“ wiederholte sie, sich plötzlich des Mannes entsinnend, der Mrs. Relydale noch in der Nacht besucht hatte.

„Sie wissen vielleicht, daß Maurice ebenfalls ein Mitglied der geheimen Polizei von Frankreich war?“

„Ein Mitglied der geheimen Polizei?“ fragte Miß Relydale erschreckt. „Nein, diese Thatsache war mir bisher unbekannt, erklärt mir jedoch Manches.“

„Sein Verschwinden hat natürlich einiges Aufsehen erregt,“ fuhr Archibald fort, „und wird Nachforschungen und Nachfragen zur Folge haben, wenn wir diese nicht im Entstehen schon ersticken, wenn Sie nicht Vertrauen zu mir fassen können.“

„Was wünschen Sie von mir zu wissen?“ fragte Eleanor Relydale, und ihre Stimme verräth eine große innere Aufregung. „Ich werde Ihnen offen und wahr antworten, Mr. Hope, aber Sie dürfen nicht vergessen, daß ich die Ruhe und den Frieden Anderer in Händen halte. Glauben Sie daher meiner einfachen Versicherung, daß, wenn Ihr Bruder nicht in Paris ist, wo er nach meiner Ueberzeugung sein müßte, ich von seinem jetzigen Aufenthalt nicht das Geringste weiß.“

„Miß Relydale, ich würde eher in meine eigenen, als in Ihre Worte Zweifel setzen,“ entgegnete Archibald Hope

mit großer Wärme, „und daher ist mir Ihre Erklärung genügend. Dennoch bleiben mir einige Fragen übrig, deren Beantwortung von der größten Wichtigkeit für mich ist.“

„Was wünschen Sie weiter zu wissen?“

„Werden Sie mir sagen, wann Sie meinen Bruder zuletzt gesehen oder an ihn geschrieben haben?“

„Ich sah ihn zuletzt in Carrisford, als Sie ebenfalls noch dort waren, und habe, seitdem er es vor Ihnen verlassen, keine Zeile von ihm erhalten und auch keine an ihn geschrieben.“

„So ist das Geld, welches er Ihnen übergeben, noch in Ihren Händen?“

„Er hat das Geld zurückerhalten. Glauben Sie etwa, Mr. Hope — —“

„Verzeihung, Miß Kelydale, aber Sie mißverstehen meine Frage gänzlich. Ich hätte der so unbedeutenden Summe nicht weiter gedacht, da Sie jedoch in jener unvergeßlichen Nacht in Job Fritton's Wohnung sagten, daß diese nur ihm selbst übergeben werden solle, so muß doch derjenige, welcher es ihm zugeschiebt oder eingehändigt, seinen Aufenthalt wissen, und ich bitte Sie, vor mir kein Geheimniß daraus zu machen.“

„Glauben Sie mir, Mr. Hope, wenn Ihr Bruder nicht in Paris ist, so wird auch alle Mühe ihn aufzufinden vergeblich sein. Dennoch sage ich Ihnen, daß er wiederkehrt; es liegt in seinem Plane, meinen Vater nie außer Augen zu lassen — nie sich seiner Gewalt über mich zu entäußern. Jetzt aber thun Sie keine weiteren Fragen, die ich Ihnen vielleicht später einmal, augenblicklich jedoch nicht beantworten kann.“

„Und ich kam hierher, um mit Ihrer Hilfe ein Geheimniß zu ergründen,“ erwiderte ernst und traurig der junge Mann. „Die Zeit, welche seit dem Besuch des französischen Polizeispions verfloßen, ist verloren, und was nun folgen wird, vermag ich nicht vorauszu sehen.“

„Ich aber,“ entgegnete Miß Kelydale mit einem tiefen Seufzer. „Es werden von allen Seiten Nachforschungen angestellt werden, und für Sie, für mich und uns Alle wird eine traurige Zeit folgen. Thun Sie übrigens, Mr. Hope, was Sie für Ihre Pflicht halten — —“

„Es ist meine Absicht, Alles aufzubieten, um den Aufenthalt meines Bruders zu entdecken.“

„Damit bin ich ganz einverstanden, und diese Entdeckung wird auch vielleicht das Geheimniß lösen, das uns aneinander fesselt. Doch jetzt wollen wir von der Sache schweigen — begleiten Sie mich zu meinem Großvater, dessen letzte Stunden durch diese neuen Besorgnisse nicht gestört werden dürfen.“

Als Beide gleich darauf an Sir William's Krankenlager standen, sagte Eleanor:

„Hier bringe ich Dir Mr. Hope, Großpapa, den Du gewiß willkommen heißen wirst!“

Während der Greis dem jungen Manne seine schmale, weiße Hand entgegenstreckte, verließ Miß Kelydale das Zimmer, um nochmals in's Wohnzimmer zurückzukehren. Dort angelangt, nahm sie Papier und Feder zur Hand und begann emsig zu schreiben. Sie hörte nicht, daß leise die Thür geöffnet ward und Mrs. Kelydale eintrat, sondern schrieb, bis

sie ihren Brief vollendet, und erst als diese eine Hand auf ihre Schulter legte und mit scharfer, heiserer Stimme fragte: „An wen schreibst Du, Eleanor?“ fuhr sie erschreckt auf, faßte sich jedoch und antwortete:

„An meinen Vater!“

„Betrifft Dein Brief Maurice Hope?“

„Ja!“

„Du hättest diese Mühe sparen können, ich habe bereits feinetwegen geschrieben.“

Eleanor Kelydale, nur mit ihren Gedanken beschäftigt, überhörte diese Bemerkung und fragte, als sie das Couvert geschlossen:

„Wie ist seine Adresse? Können Sie mir dieselbe genau sagen?“

„Dein Vater ist in Awer Court!“

„In Awer Court?“ fragte erstaunt ausblickend das junge Mädchen. „Was thut mein Vater in Awer Court?“

„Er erwartet dort den Augenblick, der ihn zum Besitzer und Herrn desselben macht!“

„So will er seinen Vater nicht noch einmal wiedersehen?“

„Nein, er fürchtet dies Wiedersehen und hat mich statt seiner geschickt.“

Eleanor Kelydale setzte das Gespräch nicht weiter fort, sondern schrieb die ihr genannte Adresse auf ihren Brief und verließ dann mit demselben das Zimmer, den einige Augenblicke später Job Fritton zur Post trug.

Neuntes Kapitel.

Alphonso Billard überlistet einen ehrlichen Mann.

Auf seinem Wege zur Stadt ward Job Fritton bald von dem Herrn eingeholt, der noch so spät in der Nacht Mrs. Kelydale aufgesucht hatte, den er jedoch nicht wiedererkannte, und daher auch mit mürrischen, unfreundlichen Blicken maß, als er in gebrochenem Englisch sagte:

„Ihr kennt mich wohl nicht, Monsieur, und doch habt Ihr mir die Thür geöffnet, als ich die liebenswürdige Mrs. Kelydale besuchte, mit der zu reisen ich die Ehre hatte.“

„Jetzt erinnere ich mich Eurer, entgegnete Job, ohne den Fremden eines Blickes zu würdigen, denn seiner ungeselligen Natur war jegliche Bekanntschaft zuwider.“

„Ich bin ein alter Freund von Mr. Richard in Paris, wie Ihr bald hören werdet,“ fuhr der Fremde fort, „er hat sehr oft mit mir von Euch, dem ältesten Diener seines Vaters, gesprochen, denn Ihr seid doch Job?“

„Ja, ich bin Job,“ entgegnete dieser, und steckte in einer Anwandlung von Mißtrauen den Brief, den er noch in der Hand trug, in seine Brusttasche.

„Es freut mich, daß ich Euch getroffen, Job! Ja, es freut mich sehr! Mein Freund hat mir immer gesagt — —“

„Bleibt Ihr noch lange hier?“ fragte Job plötzlich, in der Absicht, den zudringlichen Fremden zu verschrecken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

Novelle von Carl Bastrow.

(Fortsetzung.)

Sie hatte keine Gelegenheit, den Oheim zu begrüßen, der sich bereits zur Wahrnehmung eines Termines nach dem Gerichtslocal begeben hatte, und schritt deshalb ohne Weiteres nach dem kleinen Salon, in welchem sie die Damen des Hauses mit Sicherheit vermuthen konnte.

Die Justizräthin war eine imposante, noch jugendliche Erscheinung. Sie konnte das vierzigste Lebensjahr noch nicht überschritten haben und galt für eine Dame von feinsten Weltbildung. Formen und Züge repräsentirten jenen dunklen Schönheitscharakter, den ihre Tochter Rosalie in so reichem Maße besaß, aber sie erschienen gereift, während auf den Zügen der letzteren noch der Blüthenschnee der Mädchenhaftigkeit lag.

Ihre Aehnlichkeit mit Rosalie war auffallend. Standen Beide neben einander, so erschien sie wie die ältere Schwester derselben, und es gehörte bereits eine scharfe Beobachtungsgabe dazu, um die Spuren der siebenzehn Jahre aufzufinden, welche Frau Romberg mehr zählte, als ihre gefeierte und viel umworbene Tochter.

Diese Dame war es, welche Agnes bei ihrem Eintritt in den elegant und bequem eingerichteten Salon in einer Robe von veilchenblauem Atlas, mit schwerer goldener Uhrkette und mattgoldnem Armhand entgegenrauschte.

„Siehe da, meine kleine Agnes! so früh schon auf den Beinen? Man hat etwas Wichtiges vor, wie?“ rebete sie die Rathstochter nach kurzer Begrüßung an.

„Ja, liebe Tante! ich wollte Kösschen bitten, — doch wo ist sie?“

„Im Musikzimmer! sie spielt die Amaranti-Quadrille, nach welcher der dunkelgelockte Sohn des Citronenlandes seine Löwen exerziren läßt. Apropos, meine Kleine! was ist das für eine Mappe?“

„Meine Zeichenmappe, liebstes Tantschen!“ erwiderte Agnes nicht ohne Verlegenheit. „Ich beabsichtige nämlich, das Löwenpaar in der Menagerie zu conterfeien.“

Es war ein langer, durchdringender Blick, welcher aus den schwarzen Augen der Justizräthin zu der Sprecherin hinüber flog. Das leise Lächeln in ihren Zügen nahm einen gezwungenen, frostigen Ausdruck an.

„Warum wollen Sie nicht lieber den Herrn der Löwen auf das Papier fixiren? Das verlohnte sich doch bei Weitem eher der Mühe, als ein paar so unvernünftige Bestien!“

„Nein, liebe Tante!“ versetzte Agnes, indem sie sich bemühte, ihrer Stimme eine möglichst unbefangene Klangfarbe zu geben, „ich bin auf das Skizziren von Porträts nicht eingeübt. Sie wissen ja, ich besaße mich nur mit Fruchtstücken und Thiercharakteren.“

„Ach ja! ich erinnere mich, bei meiner jüngsten Anwesenheit in Ihrem Hause Ihr Talent nach diesen Richtungen hin bewundert zu haben. Es ist ja auch natürlich. Mein Herr Schwager besitzt als Zeichner einen Ruf. Es wäre

mehr als abnorm, wenn sein Töchterchen aus der Art schlüge.“

„Papa ist im Plan- und Kartenzeichnen sehr geschickt, o ja, liebste Tante! aber das ist die praktische Seite unserer Kunst. Ich huldige einer idealeren Richtung. Erlauben Sie, daß ich Rosalie auffuchen darf?“

„Da ist sie schon!“ —

Wirklich trat die Genannte in diesem Augenblick in das Zimmer. Sie war in einfacher Haustoilette. Ein schwärmerischer Zug lag in den ein wenig bleichen Zügen. Das dunkle Haar war mit blauweidenen Bändern durchflochten und einfacher als sonst frisirt, was ihrer Erscheinung einen Anstrich von Zartheit und Anmuth verlieh.

„Guten Morgen, liebe Agnes! nun? Mit welchen Bildern hat Morpheus Dich in dieser Nacht heimgesucht?“

„Mit so freundlichen und heiteren, liebe Rosalie, daß ich sie auf dem Papier festhalten will. Willst Du mich in die Menagerie begleiten?“

Das junge Mädchen warf einen Blick auf die Zeichenmappe. Ein leises, halb bitteres, halb spöttisches Lächeln glitt über die sammetweichen Züge, als sie fragte:

„Du willst Thierstudien machen, liebe Agnes?“

„Ja! ich will die Löwen skizziren, theuere Rosalie!“

Eine verrätherische Gluth hatte ihr Antlitz überzogen. Sie fühlte den forschenden Blick ihrer Tante. Die Nothwendigkeit, immer und immer wieder zu sagen: „Ich gehe nach der Menagerie, um die Löwen zu zeichnen“, rief eine peinliche Verlegenheit in ihr hervor, die sie vergeblich zu be- meistern suchte.

„Es ist gut, Agnes!“ sagte Rosalie, „ich komme mit Dir. Sei so gütig und warte im Nebenzimmer.“ Agnes ließ sich auf einen Sessel nieder. Die Justizräthin fragte nach häuslichen Angelegenheiten und brach dann plötzlich die Bemerkung vom Jaun:

„Nicht wahr, der Herr Amaranti ist ein sehr anziehender junger Mann?“

Agnes fühlte den Stich, parirte ihn aber mit den im unbefangenen Tone gegebenen Worten:

„Ich nehme durchaus keinen Anstand, zu bekennen, daß ich ihn für einen sehr schönen jungen Mann halte!“

Die Justizräthin biß sich auf die Lippen. Die Art und Weise dieser Abfertigung sagte ihr wenig zu. „Er ist der Abgott unserer Damenwelt!“

„Mein Abgott ist Herr Amaranti gerade nicht!“ rief Agnes, welche ihre Selbstbeherrschung vollständig wiedergewonnen hatte.

In diesem Augenblick trat Rosalie ein. Sie hatte das mit Pelz besetzte Sammetjacquet schnell genug angelegt und den dunklen Krepphut mit der blaßgelben Rose nachlässig kokett aufgesetzt.

„So, Kind! ich bin fertig, wie Du siehst!“ rief sie in heiterem Tone. —

Die jungen Damen verließen das Haus und schlugen den Weg nach dem Exerzierhause ein.

Scipio saß an der Cassé. In den Vormittagsstunden, wo seine Anwesenheit am Eingange des Circus nicht nothwendig, gehörte die Vertretung der Herrin zu seinen Functionen. Er schob mit der Gewandtheit eines geübten Cassirers den Fünfsthalerschein, welchen Agnes ihm überreichte, in die Chatouille, legte zwei Billets hin und zahlte den Uberschuß heraus. Die junge Dame raffte das Geld flüchtig zusammen und folgte der voranschreitenden Gefährtin. —

Die inneren Räume waren, wie gewöhnlich zu dieser Tageszeit, leer und öde. Nur wenige Schaulustige schritten mit prüfenden Blicken an den Käfigen vorüber, in denen sich nur hin und wieder die nimmer rastende Regsamkeit eines jener Thiere bemerkbar machte, die den Verlust ihrer Freiheit nicht verschmerzen konnten.

Die meisten Bewohner der Menagerie lagen träge in ihren Zellen. Die erste Fütterung, die reichlichste des Tages, hatte soeben stattgefunden. Die Thierwelt befand sich in der farblosesten und uninteressantesten Stimmung.

Auch das Löwenpaar schien sich unter dem Einflusse der Sättigung zu befinden. Die Löwin lag in einer Ecke des Käfigs zusammengesauert, das gelbumwallte Haupt gravitatisch geradeaus gerichtet. Agnes hätte sich für ihre Skizze keine geeigneteren Stellung wünschen können.

Rasch und sicher glitt der Crayon über das Papier. Das Mädchen war in der That eine gewandte Zeichnerin. Als Rosalie nach einigen Minuten, während deren sie in der Menagerie auf- und abspaziert war, der Freundin über die Schulter blickte, konnte sie bereits die Umrisse des Kopfes bewundern.

Warum aber gerieth die kleine zarte Hand, welche den Stift führte, plötzlich in eine zitternde Bewegung? Hatte sie den elegant gekleideten jungen Mann, welcher, eine duffige Havana-Cigarre rauchend, soeben am Eingange des Circus sichtbar war und in nachlässiger Haltung daher kam, trotz ihres Eifers wahrgenommen, oder hatten die leise geflüsterten Worte der Freundin: „Du, da ist er!“ sie erschreckt?

Jedenfalls hatte sie nicht nöthig, sich zu alteriren. Der junge Herr, welcher kein Anderer, als Amaranti war, schritt, ohne nur einen Blick auf die beiden eleganten Damen zu werfen, achtlos vorüber; ja, er schien nicht einmal ein Ohr für das leise Brüllen zu haben, mit welchem der Löwe, den Gebieter erkennend, diesen zu begrüßen strebte.

„Komm! laß uns gehen“, drängte Agnes, „das Modell hat seine Lage verändert, und für heute ist's genug!“ Sie packte ihre Zeichengeräthschaften zusammen und ergriff Rosaliens Arm.

„Das Schlimme an der Sache ist, daß Du die Sitzungen des Modells abwarten mußt!“ bemerkte die Cousine mit leichtem Spott.

„Gleichviel! ich muß die Löwengruppe in meinem Album haben“, erwiderte Agnes. „Ich gehe morgen wieder her, und hält der Löwe mir nicht Stand, so zeichne ich unterdeß seine Frau Gemahlin.“

„Es ist das erste Mal, daß ich Dich so ausdauernd mit einer Sache beschäftigt sehe, von der man annehmen könnte, sie liege Dir fern.“

„Du irrst, liebe Cousine“, versetzte Agnes einfach, „gezeichnet habe ich immer gern und vornehmlich gern nach der Natur!“

„Dennoch, liebe Agnes, muß das Interesse, welches Du in so lebhafter Weise an der Menagerie im Allgemeinen und an den Löwen im Besonderen nimmst, auffallen!“

Rosalie bemühte sich bei diesen Worten zu lächeln, aber der scharfe Ton ihrer Worte strafte ihre Physiognomie tilgen.

„Warum?“ gab Agnes einfach zurück, „das Interesse an dem, was man nicht alle Tage hat, ist meiner Ansicht nach ein so gerechtfertigtes, daß die Kundgebung deshalb nur solchen Personen auffallen kann, die in der geringsten Abweichung von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge sogleich das Allerschlimmste vermuthen.“

„Ich verdenke es Niemand, wenn er handelt, wie er es vor seinem Gewissen verantworten kann“, erwiderte Rosalie. „Weit entfernt bin ich davon, Jemand zu verdächtigen. Allein nicht alle Leute denken, wie ich, und unter den anders Denkenden und Verdächtigen dürften der Herr Referendar Nauendorf und seine Frau Mama obenan stehen.“

„O“, lächelte Agnes, „sie werden es keineswegs ungerechtfertigt finden, wenn ich lieber Löwen, als Schafe zeichne.“ —

Arm in Arm entfernten die beiden jungen Mädchen sich aus dem Circus; doch wechselten sie auf dem Heimwege nur wenige kühle Worte. Ob Jede die aufkeimende Leidenschaft der Andern ahnte?

Es ist keineswegs eine seltene Erscheinung, daß junge, lebhaft empfindende, in der Monotonie kleiner Städte erzogene Mädchen, deren Phantase überdies durch eine allzu bunte Romanlectüre eine falsche Richtung genommen hatte, in jedem fremden begabten Künstler, sei er nun Virtuos, Schauspieler oder Athlet, ihr Ideal sehen. Nur zu häufig fehlt ihnen die Klarheit des Urtheils und vornehmlich das scharfe Unterscheidungsvermögen, welches an den Menschen einen anderen Maßstab als an den Künstler legt. Lernt doch die Mehrzahl der Frauen überhaupt nicht einsehen, daß der Mann, der Tausende mit seinem Genie entzückt, sehr oft nicht die Fähigkeit besitzt, ein einziges weibliches Wesen auf die Dauer zu beglücken. —

In verbrießlicher Stimmung traf Agnes zu Hause ein. Die Mutter hatte ihren Platz am Stuckrahmen noch nicht verlassen. Sie forderte die Tochter auf, ihr die Skizze zu zeigen. Diese that es mit der Bemerkung, daß es nicht möglich gewesen sei, viel zu thun, einmal der mangelhaften Beleuchtung wegen nicht und dann, weil der Löwe ein gar zu unruhiges Modell sei.

„Aber man erkennt doch in dem Wenigen bereits die Uebereinstimmung mit dem Original!“ wandte die Oekonomie-Commissionsrätthin ein. „Ich wenigstens finde die Aehnlichkeit frappant. Du wirst die Menagerie noch einige Male besuchen müssen. Siehe! wenn ich den Kopf des Löwen auf dem Papier so betrachte, finde ich wirklich eine gewisse Wahrheit in der Behauptung, daß im Antlitz dieses Thieres etwas Menschenähnliches liegt.“

Agnes hatte hierauf keine Erwiderung. Sie hatte nur die Worte gehört: „Du wirst die Menagerie noch einige Male besuchen müssen!“ — Ein Gefühl stolzer Freude machte ihr Herz rascher klopfen. Die sonst so scharfsichtige Mutter hatte keine Ahnung von dem Sturm, welchen ihre oberflächliche Bemerkung im Innern ihres Kindes wachgerufen.

III.

Wie in einer Provinzialstadt die geringste Abweichung von der gewohnten Lebensweise der einzelnen Familien sofort zum Gegenstand zahlloser Erörterungen und scharfer Kritiken gemacht wird, so fanden es auch die mit „Dekonomierath“ befreundeten schlichten Bürgerleute ein wenig sonderbar, daß das „pietfeine“ Fräulein Agnes nun schon eine volle Woche lang täglich Vormittags zur bestimmten Zeit die Menagerie besuchte, angeblich zu dem Zwecke, die Löwen „abzumalen“. „Warum denn aber die Zeichnung nicht fertig würde?“ fragte man wohl hier und dort, und manche hübsche jugendliche Kleinstädterin, welche die eifrige Zeichnerin am besten nach sich selbst beurtheilen mochte, antwortete mit einem vielsagenden Lächeln. Ein solches hatte auch der Referendar nur auf einige Anspielungen befreundeter Kollegen, die freilich im Hinblick auf den vielvermögenden Papa in sehr zarter und schonender Weise gemacht wurden. Bei weitem ernster aber schienen die Justizräthin, sowie ihre Tochter die Sache zu nehmen. Letztere war seit dem Tage, an welchem sie mit Agnes zusammen die Menagerie besucht hatte, nicht mehr in das Haus ihres Oheims gekommen, und obwohl Beide sonst fast tägliche Gäste in demselben waren, hatten doch weder der Dekonomierath, noch seine Ehehälfte eine Vermuthung über die Ursache ihres Wegbleibens.

Es ist mit den Geheimnissen eines Mädchenherzens wie mit den phantastischen Gebilden einer Luftspiegelung. Man sieht sie deutlich von fern, während sie in der Nähe verschwinden.

So mochten wohl die fremden Beobachter die Ansicht hegen, daß es weniger das Löwenpaar, als dessen Bändiger sei, welcher seine geheimnißvolle Anziehungskraft auf die junge Dame ausübte, während Vater und Mutter nur ausschließlich den Kunsttrieb sahen. Schritt doch die Zeichnung mit jedem Tage weiter vor und die Räthin war der festen Ansicht, daß die Tochter nie in ihrem Leben eine gelungenere Skizze geliefert habe.

Vielleicht suchte Agnes sich selbst zu überreden, daß lediglich ihre Vorliebe für Naturstudien es sei, welche sie zu den häufigen Besuchen der Menagerie veranlaßte. Vielleicht hatte sie die Absicht, auch noch andere interessante Vierfüßler ihrem Skizzenalbum einzuverleiben. Schien sie doch mit ganzer Seele ihrer Beschäftigung hingegeben, von der sie kaum aufzusehen sich getraute.

Selbst dann wagte Agnes nicht aufzusehen, wenn, was freilich selten genug passirte, Signor Amaranti in seiner gewohnten nonchalanten Haltung, die Cigarre vornehm nachlässig zwischen den Fingern, an ihr vorüber schritt.

Ohne alle Beobachtung sollte sie aber doch nicht davon kommen. Es war am achten Tage, seit sie angefangen hatte, die Menagerie zu ihrem Atelier zu machen. Die Skizze war beinahe vollendet und sie war nur noch beschäftigt, den Kopf der Löwin mit einigen Strichen ein wenig ausdrucksvoller zu gestalten, als sie bei einer zufälligen Wendung des Hauptes den jungen Italiener mit lebhafterem Schritte, als ihm sonst eigen zu sein schien, auf sich zukommen sah.

„Ihr Diener, mein Fräulein!“ redete er sie höflich an, indem er den Hut abzog und sich elegant verbeugte, „würden Sie mir wohl gestatten, einen Blick auf Ihre Zeichnung zu werfen?“

Er hatte ein wohlklingendes Organ und war der deutschen Sprache vollkommen mächtig. Nur ein geübtes Ohr konnte den fremdländischen Accent herausfühlen.

„Gern, mein Herr!“ erwiderte sie in vollständiger Bewirrung und von einer unbeschreiblichen Empfindung durchzittert, „aber die Skizze ist sehr unbedeutend —“

Er hatte bereits einen Blick darauf geworfen und unterbrach sie mit den Worten:

„Ah! Sie werden die Arbeit bald beendet haben, wie ich sehe? — Aber bitte, lassen Sie sich nicht stören. Verzeihen Sie die Unterbrechung.“

Er grüßte von Neuem und wollte sich abwenden. Dann aber, den halb fragenden, halb erstaunten Blick der jungen Dame bemerkend, mochte er fühlen, daß er derselben eine Erklärung schuldig sei, und so fuhr er in ehrerbietigem Tone mit einem feinen Lächeln fort:

„Es ist wegen des Löwen, mein Fräulein! Sie kommen heute eine halbe Stunde später als sonst, und der Leo zeigt darob eintige Unruhe, die sich in der Verschmähung des Futters offenbarte. Sie glauben gar nicht, wie sehr der gefangene Löwe sich an bestimmte Personen gewöhnt, wenn er täglich mit ihnen in Berührung kommt.“

„Ich kannte diese Eigenart des Löwen bisher noch nicht, mein Herr!“ erwiderte Agnes fast unhörbar und kaum aufzusehen wagend.

„Und doch ist dieser Zug durch unzählige Beobachtungen constatirt. Ich selbst vermag Ihnen aus eigener Erfahrung ein eclatantes Beispiel anzuführen. Ich hatte einst einen wilden, riesenstarken Löwen, dessen Troz und Widerspenstigkeit schier unbesieglar schienen. Niemand durfte sich in eine allzu vertrauliche Nähe wagen. Das Thier schlug mit einem Schlage seiner gewaltigen Pranke einen Ochsen todt. Alle meine Versuche, das schöne stolze Thier zu zähmen, erwiesen sich fruchtlos. Da war nun meine Schwester Clarissa, ein zartes, schwächliches Kind von sechszehn Jahren, die brachte es zuwege.“

„Sie setzen mich in Erstaunen, mein Herr!“ rief Agnes lebhaft.

„Ja“, fuhr der Italiener nach einer Pause fort, während welcher er sinnend mit der Hand über die Stirn gefahren war, „die Clarissa unternahm, was kein Mensch erreicht hätte. Sie gab dem wilden Sprößling der Wüste sein Futter, sie sprach zu ihm in den weichen, sanften Lauten unserer Muttersprache und — — das fürchtbare Raubthier war in ihrer Nähe ein Lamm. Die Clarissa brachte es nach und nach so weit, daß er das Futter aus ihrer Hand nahm, daß sie sich, selbst wenn er schlief, auf seinen Rücken setzen durfte, daß er ihr die Pfote gab, mit einem Wort, sich Alles von ihr gefallen ließ. Vor dem Publikum schien er stolz darauf zu sein, sie auf seinem Rücken tragen zu dürfen und sich mit ihr zu produciren. Da die entsetzliche Wildheit und Wuth gegen jeden Fremden nach wie vor zu Tage trat, so erregten wir begreiflicher Weise großes Aufsehen mit unserer kleinen, zarten Löwenbändigerin, und dem entsprach auch die Einnahme. Das dauerte zwei Jahre lang. Dann wurde Clarissa krank und starb. Schon als sie zur gewohnten Tagesstunde nicht erschienen war, um dem Löwen sein Futter zu bringen, war das Thier unruhig geworden. Wir mußten einen zweiten Käfig um den ersten legen, so wild sprang er in seiner Zelle auf und ab, schlug er gegen die schweren Eisenstäbe und biß mit den Zähnen hinein. Dabei brüllte

er so entseztlich, daß eine allgemeine Aufregung und Angst sich der ganzen Menagerie bemächtigte und ich dieselbe schließen mußte. Das dauerte acht Tage. Das gewaltige Thier nahm keine Nahrung mehr zu sich. Es magerte zusehends ab und erhielt in kurzer Zeit ein greisenhaftes Aussehen. Vier Wochen später war es todt. Was sagen Sie dazu?"

Seine Stimme hatte einen traurigen Klang angenommen. Er starrte düster vor sich hin. Agnes vermochte kaum ihr Auge von dem schmerzefüllten, bleichen Antlitz abzuwenden. Er erschien ihr in diesem Augenblick bedeutender, als je. Die so obenhin hervorgebrachten Worte: „Dann wurde Clarissa krank und starb“, dünkten ihr in ihrer erhabenen Einfachheit eine Welt von Trauerklagen.

„Verzeihen Sie mir, daß ich schmerzliche Erinnerungen erweckte“, bat sie in sanftem Tone, „es war sehr unrecht von mir, daß ich nicht vorher in Bezug auf das Zeichnen Ihre Erlaubniß einholte.“

„Nein, nein! darum erzählte ich Ihnen die Geschichte nicht!“ unterbrach er sie hastig. „Ich bitte dringend, lassen Sie sich in keiner Weise stören, denn,“ schloß er mit einem leichtem Lächeln, „so weit, wie Clarissa, kommen Sie doch nicht!“

„Ich danke Ihnen herzlich,“ gab sie freundlich zurück, „allein ich bin mit meiner Zeichnung zu Ende und gedenke daher, die Menagerie ferner nicht zu besuchen.“

„Um so besser“, sagte er mit leichter Verneigung, „denn auch wir werden nur noch eine kurze Zeit hier sein. Falls es Ihnen indessen erwünscht sein sollte, die Skizze daheim in ihrer Häuslichkeit zu vervollständigen, könnte ich Ihnen eine Photographie meines Löwen zur Verfügung stellen. Ich besitze deren von allen Exemplaren der Menagerie.“

Agnes antwortete nicht sogleich. Sie befand sich in einiger Verwirrung. Wie ein träumerischer Hauch zog der Gedanke durch ihre Seele, daß dieses Anerbieten, in so oberflächlicher Weise es auch gemacht schien, möglicher Weise als Anknüpfungspunkt dienen sollte. Ein leichtes Roth färbte ihre Wangen und mit etwas unsicherer Stimme sagte sie:

„Wenn Sie von Clarissa's Löwen eine Photographie besäßen, so würde es von Interesse für mich sein, sie in Augenschein nehmen zu können. Ich möchte wenigstens im Bilde das riesenstarke Thier kennen lernen, das sich von einem schwachen Mädchen zähmen ließ.“

„Ja!“ nickte er, „ich besitze von dem Emir — so war sein Name — ebenfalls ein paar Photographien und werde mir erlauben, Ihnen eine derselben zuzustellen.“

„Sie sind sehr gütig, mein Herr! ich werde mich von Herzen freuen!“

Er empfahl sich mit seiner gewohnten anmuthigen Verneigung. Agnes sah ihm gedankenvoll nach. Sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, als habe die Sonne, welche freundlich und herbstmilde durch die hohen Bogensenster in das Exerzierhaus schien, plötzlich eine trübere Färbung angenommen und als sei eine trübe Wolke auf ihr Gemüth herabgeschwebt. Würde er sein Versprechen halten, und wenn er auch wollte, würde er in der Lage sein, es zu können? Er hatte sich weder die Angabe ihres Namens, noch ihrer Wohnung erbeten. Möglicherweise hatte er nur eine Form der Höflichkeit zu erfüllen getrachtet, als er ihr das Anerbieten machte. Seine Worte: „So weit, wie Clarissa, kommen Sie doch nicht“, klangen ihr in den Ohren, und leise wiederholte sie

seine Bemerkung: „Auch wir werden nicht lange mehr hier sein!“

„Gleichviel! ich werde die Menagerie nicht mehr besuchen,“ dachte sie. Gleichzeitig aber mußte sie die Hand auf's Herz pressen, als empfände sie dort einen heftigen Schmerz. Sie schritt dem Ausgange zu. Dabei fiel ihr Blick auf zwei junge Damen, Töchter befreundeter Familien, welche sie mit Aufmerksamkeit und, wie es ihr schien, nicht ohne ein leichtes ironisches Lächeln auf den Lippen betrachteten.

Sie stuzte. Ihr Auge bohrte sich fragend in die Züge der Neugierigen, von denen die eine verlegen grüßte, während die andere sich mit einer höhnischen Verzerrung des Mundes abwandte.

„Sollte es wirklich schon so weit sein?“ fragte sie sich, indem ein bitteres Lächeln in ihre Züge trat, „sollte man meinem Hiersein eine andere Deutung beilegen, als das Bestreben, mich in meiner Kunst fortzubilden? — Aber was will ich denn?“ flüsterte sie in schmerzlicher Resignation, „steht die Geschichte meines Herzens nicht etwa schon deutlicher auf meinem Antlitz geschrieben, als ich sie dem ruhig prüfenden Auge des Verstandes dargelegt habe? Warum Wünsche hegen, die nie in Erfüllung gehen können? Warum Conflict herausbeschwören, die unabsehbar sind? Hat er wohl mit einem einzigen Blicke ein tieferes Interesse verrathen? Und wenn er es gethan, was könnte es mir frommen? Man soll dem Bilde des Mannes, von dem wir fühlen, daß er unser Dasein beherrschen könnte, keinen Einfluß auf unser Herz gestatten. — Es giebt kein größeres Unglück für eine Frauenseele, als sich verschmäht zu sehen, wo sie liebt!“ hat irgendwo eine berühmte Emancipirte gesagt. Und höher, als die Liebe, steht die Pflicht. Seien wir vor allen Dingen ein tugendhaftes Mädchen, eine gehorsame Tochter!“ — dachte Agnes.

Unter diesen Gedanken traf sie zu Hause ein, wo sie die Mutter in der Küche beschäftigt fand. Ihr erstes Geschäft, nachdem sie Hut und Shawl abgelegt, war, derselben die Begegnung mit dem Menageriebesitzer mitzutheilen. Gegen ihre Erwartung hörte die Mutter die Erzählung ruhig und nachdenklich an, ohne indessen eine Silbe darauf zu erwidern.

„Was ist Deine Meinung von der Sache, Mama?“ fragte Agnes nach einer Pause schüchtern.

„Daß Du die Photographie ohne Bedenken annehmen kannst“, gab die Mutter in ruhigem Tone zurück. „Herr Amaranti ist ein vermögender, vielseitig gebildeter und durchaus anständiger junger Mann.“

„Du nimmst es als selbstverständlich an, daß die Zusendung des versprochenen Bildes erfolgen wird?“

„Gewiß!“ nickte die Räthin, „ein Mann, wie der, hält, was er verspricht.“

Daß die Mutter mit ihrer Behauptung Recht hatte, sollte Agnes bereits am Vormittag des folgenden Tages erfahren. Der Postbote brachte einen zierlich gefalteten, in einem rosafarbenen Couvert verschlossenen Brief, welcher ihre Adresse trug. Zitternd in dem unbekanntem Gefühle, welches plötzlich ihr ganzes inneres Leben erfüllte, löste sie das Siegel. Das kunstvoll ausgeführte Bild eines zum Sprung ansetzenden Löwen fiel ihr in's Auge. Ein vierfach zusammengelegtes Papier enthielt die nachstehenden Zeilen:

„Mein werthgeschätztes Fräulein!

Sie empfangen in der Beilage das Bildniß des besten Freundes meiner Clarissa. Mit der Kraft

und Kühnheit eines Herkules verband er die Sanftmuth eines Lammes, die Treue eines Hundes.

Emir wäre werth, durch den genialsten Maler verherrlicht zu werden. Widmen Sie ihm — ich bitte inständigst darum, — einige Striche Ihres meisterhaften Crayons.

Mit dem innigen Wunsche, daß es Ihnen nie an ähnlichen Freunden fehlen möge, bin ich in schuldiger Ehrerbietung Ihr ergebenster

Lorenzo Amaranti."

Vergebens suchte Agnes nach einem jener orthographischen Schnitzer, welche Ausländer sich so häufig bei der Anwendung des Deutschen zu Schulden kommen lassen. Fest und klar standen die italienischen Schriftzüge vor ihrem Blicke. War Amaranti vielleicht deutscher Abstammung, oder besaß er in der That eine über den gewöhnlichen Maßstab weit hinausgehende Bildung, wie dies allgemein behauptet wurde?

Es wäre schwer zu sagen, wie oft sie an diesem und den nächsten Tagen die Photographie betrachtete und sich der Lectüre des Briefes hingab; wie sie jeden der kurzen bündigen Sätze nach allen Richtungen hin erwog und zu weitläufigen Combinationen weiter spann. Die Unruhe ihres zu der ersten jungfräulichen Regung erwachten Herzens vermehrte sich mit

jeder Stunde. Sie setzte vergebens den Crayon an, um „den Emir durch einige Meisterstriche zu verherrlichen.“ Obwohl ein unbestimmtes Gefühl ihr sagte, daß, falls der junge Italiener wirklich ein lebhafteres Interesse an ihr nahm, nunmehr von ihrer Seite etwas gethan werden müsse, das selbe zu nähren, konnte sie doch die zu der Arbeit nöthige Sammlung beim besten Willen nicht finden. Eine unbesiegbare Sehnsucht drängte sie nach dem Militärgebäude, in welchem eine wilde hunte Thierwelt einem Gebieter gehorchte, welchem auch sie sich — sie fühlte es nur zu deutlich — mit allen Fibern ihrer Seele untergeordnet hätte. Und diese tiefe, ihr ganzes Wesen erfüllende Sehnsucht mußte niedergehalten werden. Das eiserne Gesetz der Sitte gebot es, welches der Jungfrau die strengste Zurückhaltung auferlegt. —

Sie preßte immer wieder die Hand auf's Herz und gelobte sich stets von Neuem, mit keinem Hauch das süße und zugleich schmerzliche Geheimniß zu verrathen, nicht einen Finger breit aus jener keuschen Sphäre herauszutreten, welche die schönste Zierde des Weibes bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Plaudereien am Kamin.

Die Rache des Sandbläfers.

(Nach dem Französischen des Alfred de Vigny.)

Man weiß, daß die Franzosen galant sind; man wundert sich in keiner Weise, wenn ein Franzose die Erfahrungen seines Lebens durch ein Abenteuer bereichert, in welchem die Liebe die erste Rolle übernommen hat; man weiß, daß der Franzose lebt, liebt und verzehrt. Diese Cardinaltugenden des Charakters geben dem Einzelnen wie dem Ganzen das nationale Gepräge, durch welches sich Paris, die Provinzen, das Volk unterscheiden von anderen Städten, anderen Ländern, anderen Nationen. Die tägliche Geschichte der Menschheit ist das Maß, mit welchem der Experimentator derartige Unterschiede festzustellen pflegt, und diese wird gebildet durch die Ereignisse, welche, indem sie hervortreten aus dem vorgeschriebenen Gange der Dinge, der Beobachtung neue Anhaltspunkte gewähren.

In den Pariser Werkstätten finden nicht nur Franzosen Beschäftigung, sondern man denkt liberal genug, um auch Ausländern Gelegenheit zu geben, ihre Fähigkeiten zu verwerten zu können; Italiener, Spanier, Böhmen und Engländer werden in den verschiedenartigsten Branchen angestellt, und an diese macht das Leben in Paris ebensogut seine Anforderungen, wie an einen eingeborenen Pariser.

In der Werkstatt des berühmten Glas Künstlers Levier — denn so darf man einen Mann nennen, unter dessen Händen das Glas aufhört Glas zu sein und anfängt ein Material für die Architectonik zu werden — arbeitet seit längerer Zeit ein Engländer, der die neuerfundene Kunst des Sandblasens für das Geschäft des Herrn Levier nutzbar machte.

Wenn auch die Amerikaner die Erfindung gemacht haben, Glas und Metalle mittelst feinen Sandes zu äzen und zu graviren, der durch die Gewalt eines Luftstromes gegen die zu äzenden Gegenstände geschleudert wird, so hätten doch die Franzosen diese Erfindung jedenfalls auch machen können. Herr Levier führte diese Maschine, welche er auf der Wiener Weltausstellung sah, zuerst in Paris ein — und das ist ebensogut, als wenn ein Franzose die Erfindung gemacht hätte.

Die Sandblase-Maschine wurde von einem Engländer gehandhabt, der John Brown hieß, ein Name, der in England nicht zu den seltenen gehört. Mr. Brown hatte eine Tochter, Eliza genannt, eine jener blonden, bleichen Schönheiten, deren Züge an die Engel auf den Bildern der nachraphael'schen Schule erinnern, in deren Augen ein geheimnißvolles Verweilen in dem unerklärlichen Jenseits liegt. Genug — man glaubt beim Betrachten einer solchen Schönen ein Wesen zu sehen, das halb der Erde, halb dem Himmel angehört. Miß Eliza mußte sehr bald Aufsehen erregen. Wie jeder Gegenstand einen bedeutenden Einfluß ausübt, so mußte die Erscheinung einer Halbverklärten unter den Pariserinnen, bei denen jede Faser, jedes Atom den Freuden dieser Welt entgegenzujuchzen bestimmt ist, auf die Cavaliere, welche sie erblickten, sehr bald einen magischen Zauber ausüben.

John Brown und seine Tochter waren fromm, sie besuchten am Sonntage weder das Theater noch ein Concert; ein Spaziergang genügte, ihnen die Erreiterung zu verschaffen, welche die Pariser in den Zerstreuungen suchen, die nur eine Stadt wie Paris zu bieten vermag.

Trotzdem blieb Eliza nicht unentdeckt. Das Auge eines der anerkanntesten Helden der Saison war auf sie gefallen. Dieser Umstand genügt, um zu sagen, daß es dem Comte de B. — oder, wie wir ihn nennen wollen, Victor — gelang, sich Eliza zu nähern, sie anzureden und — ihr zu gefallen.

Victor de B. war ein sehr schöner Mann (wir betonen das „war“, die vergangene Zeit, hier ausdrücklich), er mußte den Frauen gefallen. Seine Bewegungen waren kraftvoll und doch leicht wie die eines arabischen Hengstes, seine Figur konnte dem Bildhauer als Modell des Antinous dienen, sein Auge war beredter als seine Lippen, die das gewählteste Französisch sprachen; um seinen Teint beneideten ihn die Damen, um seinen Schnurrbart die Generale und Marschälle. Gewohnt, daß die Damen ihm huldigten, statt daß er ihnen den Hof machte, um sie zu gewinnen, bewußt, daß selbst geringe Mühe ihm jeden Sieg verschaffen würde, um welchen minder Bevorzugte sich umsonst mühten, reizte ihn der erste heftige Widerstand, den Eliza seinen Bewerbungen entgegen-

setzte, zu Schritten, die ihm nur die unsinnigste Liebe eingeben konnte. Victor verliebte sich in die Tochter des Sandbläfers derart, daß er ihr mit den heiligsten Schwüren die Ehe versprach.

Eliza hätte dem Comte wohl nie Glauben und Vertrauen geschenkt, wenn er ihr seinem Stande gemäß entgegengetreten wäre, wenn sie gewußt hätte, daß er ein hochgestellter Aristokrat, ein Roué, ein Verführer der Unschuld sei. Jetzt aber in der Masse eines unscheinbaren Glasbläfers, der sein redliches Einkommen durch den Zwischenverkauf der Erzeugnisse des Levier'schen Ateliers zu erwerben vorgab, ging sie in die Falle und traute seinen Schwüren. Während der Vater mit dem Sandgebläse die Spiegelplatten ägte und ihre krystallene Fläche mit scharfen Sandkörnern trübte, damit sie ornamentirt neue Netze gewährten, trübte der aristokratische Besucher das Glück der blauäugigen Tochter, die über den heißen Liebesbetheurungen des Comte ihr himmlisches Ithell vergaß, um in den Armen des Schändlichen tiefer als in den tiefsten Abgrund der Hölle zu sinken — in den Abgrund der Schmach, der Reue, der Verzweiflung.

John Brown, der Sandbläser, wüthete — soweit die ruhige Natur des Insulaners das Wüthen zuließ — als Eliza ihm ihre Schande entdeckte und gleichzeitig dem Vater jammernd klagte, daß ihr Verführer sie schändlich verlassen. Sie umklammerte die Kniee des Vaters, ihn in den Tönen des Elends und der Bitterkeit um Verzeihung bittend. — Der Vater hob die geballten Hände gen Himmel, dem Verräther seines einzigen Kindes, seiner angebeteten Eliza, dem Ebenbilde seiner leider zu früh dahingeshiedenen Gattin, schreckliche Rache schwörend. Während er nach der einen Seite hin verzeh, schwor er nach der anderen grausame Rache, während die Tochter seine Füße mit Thränen des Jammers nekte. — Es war ein schauerliches Bild!

Victor hatte in einer zärtlichen Stunde seiner angebeteten Eliza einst seine Photographie geschenkt. Auf der Rückseite des Bildes stand der Name des Photographen deutlich zu lesen. John Brown hatte einen Anhaltspunkt, den Frevler an seinem Familienglück zu entdecken. Und er entdeckte ihn!

Der Photograph war indiskret genug, aus Eitelkeit den Namen seines vornehmen Klienten zu verrathen. Jetzt ging John Brown daran, sein Vorhaben nach und nach in's Werk zu setzen, um seine Rache, die er geschworen, auf das Gräßlichste zu vollenden.

Zunächst ließ er Eliza einen Brief an Victor schreiben, in dem sie ihn bat, noch einmal zu ihr zu kommen, da sie nach England abzureisen gedächte, vor der Abreise ihn aber zum letzten Male sprechen wollte. Würde er nicht kommen, so schloß der Brief, so würde sie sich vor seiner Thür das Leben nehmen.

Victor, der im Begriff stand, sich mit einer der reichsten Erbtöchter zu verloben, die eine wöchentliche Rente von 300,000 Francs Einkommen hatte, suchte jeden Glanz zu vermeiden und schrieb wieder, daß er kommen werde.

John Brown lächelte satanisch, als seine Tochter ihm diesen Brief übergab. Er ließ die Sandblasemaschine in seine Wohnung schaffen, füllte sie jedoch statt des Sandes mit dem scharfen Pulver von zerstoßenen unedlen Granaten. Durch eine leicht drehbare Kurbel konnte der Luftzug hervorgebracht werden, welcher den scharfen Staub mit Heftigkeit derart herausschleuderte, daß er selbst den härtesten Stahl anzugreifen vermochte. Eine Binde aus Gummi, in welche das Wort *Traître* eingeschnitten war, lag neben der Maschine.

John Brown und einige handfeste Freunde verbargen sich im Nebenzimmer um die Stunde, zu welcher Victor seine Ankunft gemeldet hatte.

Victor kam.

Eliza empfing ihn mit bebender Stimme und zitternden Händen. Ehe jedoch Victor einige Worte an die von ihm Betrogene richten konnte, trat John Brown mit seinen Freunden in das Gemach.

„Ist das Dein Verführer?“ rief er mit einer schrecklichen Stimme.

„Er ist es,“ antwortete Eliza.

Kaum war dies Wort gesprochen, als Victor sich überwältigt fühlte. Eine Binde deckte seine Augen, ein Nebel hinderte ihn am Ausen nach Hülfe.

„Drehe die Kurbel,“ befahl John Brown seiner Tochter, die bebend gehorchte.

Victor hörte ein pfeifendes Geräusch, wie wenn Luft aus einem Blasebalg entströmt.

„Deine glatte Larve behörte mein armes Auh, Die weiße Haut verbarg eine schwarze Seele,“ sagte John Brown ernst und fürchterlich zu Victor. „Von jetzt an soll man Dich erkennen.“

Bei diesen Worten wurde Victor von verächtlichen Armen erfaßt und mit dem Gesicht über das Sandgebläse gehalten. Er fühlte ein scharfes Prickeln auf der Haut, wie es der Wandrer im Reiffsturm empfindet. Kaum zehn Secunden fühlte er diesen Schmerz, dann wurde er wieder auf den Fußboden gesetzt und man nahm ihm die Binde ab. John Brown leuchtete ihm mit einer Kerze in's Gesicht und sagte „All right!“

Eliza brach mit einem Wehruf zusammen.

Victor eilte in seine Wohnung und trat vor einen Spiegel. Fast bewußtlos taumelte er zurück, denn die untere Hälfte seines Antlitzes war schwarz, und auf der weißen Stirn (die ebenso wie die Augen durch die Gummibinde geschützt gewesen war) stand mit deutlich lesbaren schwarzen Buchstaben das Wort: „*Traître*“, zu deutsch: „Verräther“.

Wasser und Seife blieben ohne Wirkung; Victor consultirte die berühmtesten Aerzte und Chemiker, aber Keiner konnte ihm helfen. Victor war für alle fernere Zeit seines Lebens mit Granatstaub im Gesicht schwarz tätowirt. Man eröffnete ihm, daß er die Zeichnung des Gesichtes ebenso wenig wieder verlieren würde, wie die Matrosen die Anker und Namen, mit denen sie das Innere der Hand oder den Arm zu zeichnen pflegen.

Der Löwe der Boulevards, Victor, der Unwiderstehliche, der Abgott der Damen, war in einer Zeit von kaum zehn Secunden durch den Sandbläser in ein Abscheu verwandelt. Er hatte allerdings längere Zeit dazu gebraucht, das unschuldige Mädchen in's Verderben zu bringen und sie zu einer Schuldbeladenen zu machen. Die Rache ist aber immer kürzer, als das Verbrechen, wie ein Blitz ereilt den Frevler die rächende Nemesis.

Victor hat Paris verlassen und sich auf eines seiner entferntesten Güter begeben, da er auf die Hand der reichen Erbin keine Hoffnung mehr hatte.

Dort nennt man ihn den von Gott Gezeichneten. Das ist die Rache des Sandbläfers.

Chinesische Polizei.

Wenn in Canton während der Nacht irgend ein Verbrechen gegen das Eigenthum oder die Person eines Einwohners verübt wird, so darf der Beschädigte vollkommen überzeugt sein, daß er entweder das Getaubte oder Gestohlene zurückerhält, oder dafür, sowie für jede andere Beschädigung schadlos gehalten wird. Dies Resultat würde gewiß den Bewohnern europäischer Städte sehr willkommen sein, keineswegs aber dürfte es bei den Mitteln zur Erlangung desselben auch der Fall sein. Diese bestehen nämlich in Folgendem. Sobald die Dunkelheit eintritt, wird jede Straße durch ein Thor geschlossen, und jeder Bürger, der sein Haus verläßt, muß eine Laterne tragen oder vor sich hertragen lassen, auf der sein Name steht. Will Jemand aus einem Quartiere der Stadt in ein anderes gehen, so wird sein Name in jeder Straße, durch die er kommt, in ein Register eingetragen. Wird nun ein Verbrechen begangen, so sucht man am nächsten Tage alle fremden Personen auf, welche in der vergangenen Nacht auf dem Schauplatz des Verbrechens waren; können sie genügende Auskunft über ihr Thun geben, so läßt man sie in Ruhe. In diesem Falle macht man den Bewohnern der Abtheilung, innerhalb welcher das Verbrechen begangen wurde, bekannt, daß sie den Strafbaren ausfindig zu machen haben; gelingt es ihnen nicht, so zahlen sie dem Beschädigten eine Schadloshaltung, zu welcher jeder Einwohner im Verhältnis zu seinem Vermögen beizutragen hat. Wie man sieht, sind bei diesem Systeme Alle gleich sehr dabei interessiert, die Verbrechen zu verhüten; sie bezahlen daher die Nachtwächter, die Beleuchtung bei jedem Straßenthore, sowie die Späher, die von Strecke zu Strecke von hohen Bambusgerüthen herab auspassen und einander durch bestimmte Signale Zeichen geben und Mittheilungen machen.